ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Nach der Fußball-WM: Wie es in Brasilien weitergeht, berichten wir auf **Seite 19**

Mai 2015 – Nr. 155 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNIMUT? www.ruprecht.de

Kleine Kniffe

Von Paul Eckartz

Unlängst ließ ich im Marstall meine Augen über die Getränkekarte schweifen. Cocktails, stand dort. Ab 20 Uhr. In einem Anfall subversiven Schalks bestellte ich trotzdem einen. „Sorry, die gibt's erst ab acht", erwiderte der Mitarbeiter hinter der Theke prompt. Er lächelte freundlich, doch in seiner Stimme schwang unmissverständlich jener feine Hauch Strenge mit, der sofort klar macht, dass eine Frage nach den Gründen unerwünscht ist. Ich begnügte mich also mit einem Kaffee. Dennoch wurde ich stutzig; was hat es mit dieser Verkaufsbeschränkung auf sich? Die findige Beobachterin der Heidelberger Hochschulgastronomie erinnert sich vielleicht an ein Experiment, das vor einiger Zeit im Café Botanik scheiterte. Für kurze Zeit – oder „solange der Vorrat reicht" – bot man dort Tequila-Shots für einen Euro feil. Das erstaunliche Angebot führte zu noch erstaunlicherer Nachfrage und bereits nach zwei Wochen befand das Studierendenwerk, seine Klientel sei nicht mündig genug und des Angebots daher unwürdig. Der Tequila verschwand ebenso rasch, wie er aufgetaucht war.

Angela Merkel indes ließ kürzlich drei Verhaltenspsychologen einstellen, um ihre Untertanen besser „nudgen" zu können – sie also durch kleine Kniffe zu gewünschtem Handeln „anzustupsen". Nudging findet sich bereits in US-amerikanischen Kantinen, wo Kunden häufiger zu Obst greifen, wenn dieses leichter erreichbar ist als die Kekse. Offensichtlich hat sich das Studierendenwerk ein Beispiel genommen und stupst jetzt Studierende. Ich möchte aber nicht gestupst werden – weder von Mutti Merkel, noch vom Studierendenwerk. Denn der Grat zwischen Nudging und Bevormundung ist schmal. Ich aber will Cocktails! Ich will Kekse! Ich will die Freiheit, „unvernünftige" Entscheidungen zu treffen! Umso entsetzter war ich, als ich kürzlich im Bergheimer Campuscafé zu Mittag essen wollte: „Sorry, Pizza gibt's erst ab drei!"



„Hanf ist Kultur", skandieren etwa 350 Demonstranten beim Global Marijuana March in Heidelberg. Ohne Zweifel, *Cannabis sativa* L. ist eine seit Jahrtausenden bekannte Kultur- und Nutzpflanze. Ganz legal zum Beispiel in der Textilherstellung. Aktuell nicht ganz so legal ist allerdings der Stoff, der aus den Blüten der weiblichen Hanfpflanze hergestellt wird. Geht es nach den Hanfaktivisten, soll sich das ändern. Konkret durch Cannabis Social Clubs, Modellprojekte mit kontrollierter Cannabisabgabe und wissenschaftlicher Begleitung. Gibt es also bald „Ganja" aus dem Botanischen Garten, das unter Aufsicht einer Forschungsgruppe konsumiert werden darf? Und was sagt eigentlich der #OB dazu? **(djk)**

Foto: jop

Geld für Krawalle?

StuRa gerät wegen Unterstützung von Blockupy-Demo in die Kritik

Der Heidelberger Studierendenrat (StuRa) ist wegen der Unterstützung einer Busfahrt in Zusammenhang mit den Frankfurter Blockupy-Protesten vom 18. März in die Kritik geraten. Die Studenteninitiative „Akut (+C)" hatte zur Beteiligung an den kapitalismuskritischen Aktionen anlässlich der Eröffnung des neuen Gebäudes der Europäischen Zentralbank aufgerufen und einen Bus nach Frankfurt organisiert. Zur Finanzierung des Busses und einer im Vorfeld veranstalteten Podiumsdiskussion zum „Sinn und Unsinn" der Proteste wurde „Akut (+C)" dabei die Unterstützung durch das Referat für Politische Bildung des StuRa mit bis zu 500 Euro zugesichert.

Nachdem es im Verlauf der Blockupy-Proteste zu Ausschreitungen gekommen war, kritisierten der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) und die Liberale Hochschulgruppe (LHG) das Engagement des StuRa scharf: „Eine Veranstaltung mit einem solchen Gewaltpotential trägt sicherlich nicht zu der Förderung politischer Bildung und des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewusstseins bei und hätte daher nicht durch die Referate-Konferenz unterstützt werden dürfen", erklärte der LHG-Vorsitzende Sven Dorkenwald. Beim RCDS sprach man von der „Finanzierung linksextremistischer Projekte durch studentische Gelder" und forderte den Rücktritt der verantwortlichen Referenten. Die Referatekonferenz, das Exekutivorgan des StuRa, hält die Vorgänge für rechtens: Man gehe davon aus, dass sich die Studenten im Bus ausschließlich an gewaltfreien Demonstrationen beteiligt hätten.

Inzwischen haben sich der Stuttgarter Landtag und das Rektorat der Uni mit dem Vorfall beschäftigt. Informiert durch den RCDS, brachte die Abgeordnete Sabine Kurtz (CDU) das Thema in der parlamentarischen Fragestunde zur Sprache. Sie wollte wissen, wie die Regierung die Blockupy-Unterstützung des StuRa aus Geldern der Heidelberger Studenten beurteile. Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne) erklärte daraufhin, man wolle der Prüfung der Vorfälle durch das Rektorat der Universität nicht vorgreifen, betonte aber ihr Zutrauen in die Verfasste Studierendenschaft (VS).

Die Prüfung des Rektorats, das die Rechtsaufsicht über die VS führt, ist noch nicht abgeschlossen. Nach derzeitiger Einschätzung hält man die Finanzierung und allgemeinpolitische Betätigung des StuRa für „rechtswidrig". Mit der Finanzierung des Busses habe die VS ihre gesetzliche Aufgabenzuweisung überschritten. **(kgr)**

Die Hintergründe zum Blockupy-Streit auf Seite 4

Nächste Station

Der Karlstorbahnhof braucht mehr Platz und zieht nun definitiv in die Südstadt

Noch ist zwar nichts spruchreif, aber eigentlich ist die Entscheidung bereits gefallen: Der Karlstorbahnhof wird vom jetzigen Standort am Rande der Altstadt in die Stallungen am Exerzierplatz, dem ehemaligen Gelände der NATO-Truppen, in die Südstadt ziehen. Mit den Umzugsgedanken scheint im Kulturhaus jedoch niemand besonders glücklich zu sein. „Der Umzug ist nicht, was wir wollen, sondern was wir machen müssen", gibt Karlstorbahnhof-Pressesprecher Tobias Breier zu.

Paradoxerweise wird dem Karlstorbahnhof der eigene Erfolg zum Verhängnis. Viele der Künstler, die vom Karlstorbahnhof entdeckt und gefördert wurden, sind inzwischen zu populär geworden, um im jetzigen Gebäude aufzutreten. „Nicht weil sie nicht wollen, sondern weil wir schlicht ein Platzproblem haben", betont Breier. Unter diesen Gesichtspunkten scheint der geplante Umzug auf die Konversionsflächen sinnvoll. 900 Stehplätze soll es im neuen großen Saal geben und bei bestuhlten Veranstaltungen 450 Plätze - doppelt so viele wie jetzt.

Auch die Infrastruktur bietet neue Möglichkeiten. „Dort hätten wir endlich Parkplätze, was für Besucher aus der Region ein Vorteil ist", erklärt Breier, erinnert aber, dass man frühestens im September 2017 umziehen könne.

Bis dahin muss vor allem die finanzielle und politische Situation geklärt sein. Mit rund 9 Millionen Euro rechnen die Verantwortlichen für den Umzug. Viel Geld, aber mindestens 2 Millionen Euro billiger, als den „alten" Karlstorbahnhof umzubauen, wie Breier berichtet, da der komplette Betrieb für zwei Jahre eingestellt werden müsste.

Bezahlen soll den Umzug zu einem Drittel die Stadt und zu zwei Dritteln das Land. Die Stimmung dafür scheint günstig. Im Doppelhaushaltsentwurf 2015/16 des Gemeinderats sind 3,3 Millionen Euro für den Umzug vorgesehen und werden wohl im Sommer beschlossen.

Dann steht jedoch noch eine weitere wichtige Entscheidung an, nämlich ob die Stadt Heidelberg oder der Karlstorbahnhof selbst, über die sogenannte Erbpacht, Bauherr wird. „Wir würden die Erbpacht präferieren", stellt Breier klar, „dann müsste man keine öffentlichen Ausschreibungen durchführen und könnte sich viel Bürokratie sparen."

Eine Entscheidung indes ist bereits gefallen, wie Breier verrät: „Wir sind der Karlstorbahnhof und egal, wo in Zukunft unsere Veranstaltungen stattfinden, es wird immer Karlstorbahnhof darüber stehen." **(fha)**

Die Haltung des Karlstorkinos zum Umzug auf Seite 11



Quaffel und Schnatz: Die Trendsportart Quidditch begeistert längst auch die Muggelwelt auf **Seite 7**

STUDENTISCHES LEBEN



Wie zeitgenössische Kunst und wissenschaftliche Zellforschung zusammenpassen lest ihr auf **Seite 14**

WISSENSCHAFT



Abseits der Norm sind die Kunstwerke psychisch Kranker der Sammlung Prinzhorn auf **Seite 15**

FEUILLETON

Kann Inklusion gelingen?

Der Fall „Henri“ in der Talksendung „Günther Jauch“ löste eine gesellschaftliche Debatte aus. Seit der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen haben Eltern die Wahl zwischen Sonder- und Regelschule. Utopie von Gleichberechtigung oder Weg zu einer gerechteren Gesellschaft? Zwei Sonderschulpädagogen diskutieren (jab/jas)

Wie ist die UN-Behinderten-Konvention für Deutschland zu deuten? Die Pädagogik für Sonderschulen ist noch nicht so alt, wie es manche Schulgebäude vermuten lassen. Auch aus den unleidlichen, teilweise noch nicht endgültig aufgearbeiteten Erfahrungen mit der NS-Zeit heraus, war die Forderung nach Beschulung von behinderten Kindern und Jugendlichen einer der zentralen Aspekte in der Politik der 1950er und 1960er Jahre. Die Integration der Schülerinnen und Schüler in die Gesellschaft stand in Schulen für Behinderte und in Bildungs- und Lehrplänen an erster Stelle: Die Schülerinnen und Schüler bewegen, sich in den kommunikativen Strukturen, die ihnen möglich sind, in der Gesellschaft zurechtzufinden, Beziehungen aufzubauen, ja überhaupt in allen Feldern der Gesellschaft Begegnungen zu ermöglichen, das waren schon immer Ziele in der Sonderpädagogik. Behinderte Schülerinnen und Schüler, die von ihren Leistungsfähigkeiten dem Stoff der allgemeinen Schule folgen konnten, gehörten von Anfang an in die allgemeine Schule mit Unterstützung ausgebildeter Sonderpädagogen.

In den letzten 25 Jahren entwickelten sich kooperative Formen der Begegnung, etwa in Arbeitsgemeinschaften, Außenklassen sowie im Freizeitbereich. All dies entstand, weil Eltern mit ihren Forderungen nicht nachgelassen haben und weil Schulen, Schulträger und die Schulverwaltung dies möglich machten. Ein bewährtes System, das viele Schulabschlüsse, aber auch Freundschaften ermöglicht hat. Was wird sich unter dem Druck der Behindertenrechtskonvention der UN ändern? In Baden-Württemberg werden Eltern mit dem neuen Schulgesetz einen grundsätzlichen Anspruch und Wahlfreiheit in Bezug auf das System der allgemeinen Schule oder der Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren haben. Zieldifferenter Unterricht und zieldifferente Leistungsziele sind möglich und angesagt. Der Gesetzgeber denkt verstärkt an gruppenbezogene Lösungen, das heißt, dass Schülerinnen und Schüler verschiedener Behinderungsarten in den Klassen der allgemeinen Schule mit inkludiert sind. Alle Schulen sollen sich an dieser Inklusion beteiligen – die Sekundarstufe II (zum Beispiel die Oberstufe des Gymnasiums) ist aber ausgenommen. Ich begrüße, dass es ein solches Gesetz geben wird, denn es beinhaltet Wahlfreiheit für alle Eltern – auch für diejenigen, die sich weiterhin für die Beschulung in einem Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum entscheiden werden. Diese sollen und dürfen sich nicht als „Eltern zweiter Klasse“ fühlen. Toll ist auch, dass es die „Inklusion umgekehrt“ geben wird. Wir als Sonderpädagogisches Bildungs- und Beratungszentrum können Klassen, Schülerinnen und Schüler aus der allgemeinen Schule bei uns aufnehmen und integrieren. Gerade für diejenigen mit komplexeren Behinderungen bietet diese Inklusion optimale Voraussetzungen, da Know-How, das Umfeld, sowie Lehr- und Lernmittel erhalten bleiben.



Kurt Gredel

Der Schulleiter der Martinsschule Ladenburg ist der Meinung, dass Inklusion in allen Bereichen notwendig ist

Andererseits fällt Inklusion nicht vom Himmel, sondern bedeutet gerade in den Anfängen einen erheblichen finanziellen Aufwand. Doppelbesetzungen der Lehrerinnen und Lehrer müssen ermöglicht werden. Darüber hinaus werden bauliche Veränderungen notwendig sein; Voraussetzungen sind Barrierefreiheit, Möglichkeiten für den Bereich der Pflege und der medizinischen Behandlungspflege, Aufzüge und der Fahrtransport. Neben den personellen und sachlichen Ressourcen ist eine enge Zusammenarbeit zwischen allgemeinen Schulen und Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren essentiell. Was nicht passieren darf, ist, dass Sonderpädagogische Bildungs- und Beratungszentren wegen Schülermangel geschlossen werden bis in zehn Jahren ein Ruf nach Erweiterung des Systems erfolgt (ich verweise hier auf das Bundesland Bremen). Auch dürfen Schülerinnen und Schüler mit komplexen Behinderungen nicht für bildungsunfähig oder schulunfähig erklärt werden. Dies wäre ein Rückschritt gegenüber dem, was wir jetzt schon in Baden-Württemberg haben.

Ja, ich spreche und bin für Inklusion behinderter Schülerinnen und Schüler in die allgemeine Schule und auch umgekehrt. Gleichzeitig ist Inklusion nicht der „allein seligmachende Weg“. Die allgemeinen Schulen und auch die Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren sind weiterhin nötig.

Ja, ich spreche auch für Inklusion Kranker, zum Beispiel psychisch Kranker sowie älterer Menschen, Migranten und Flüchtlinge in ihren jeweiligen Systemen, in unserer humanitären und demokratischen Gesellschaft! Inklusion ist in allen Bereichen notwendig!

Inklusion ist so etwas wie Kommunismus“, so äußerte sich ein Schulleiter vor kurzem in der *taz*.

Als vor ein paar Jahren klar wurde, dass die Inklusion in Deutschland kommen muss, wurde diskutiert, ignoriert und verharmlost. Fast niemand kümmerte sich wirklich um den Auftrag der Inklusion: „… alle gesellschaftlichen Bereiche müssen für die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen zugeschnitten sein oder geöffnet werden“, wie es in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen heißt.

Denn „die Normalität des gemeinsamen Lebens mit und ohne Behinderungen steigert die Lebensqualität aller Bürger“. Reden wir von einem Schulleiter, der die Inklusion nicht verordnet haben möchte? Von der Freiwilligkeit aller Beteiligten? Von einer falsch verstandenen Öffnung von Schulen?

Die Teilhabe von sogenannten Behinderten jenseits von Rolli-Rampen, die von übereifrigen Bürgermeistern schon als inklusive Maßnahmen behandelt werden, wird bestimmend sein, WIE sich unsere Gesellschaft entwickeln wird.



Fotos: privat

Wolfgang Rauch

Ein Lehrer der Wilhelm-Busch-Schule Mannheim findet, dass derzeit noch die Unterstützung für die Inklusion an Schulen fehlt

Ob wir den Diffamierungen, Beleidigungen, Stigmatisierungen und Verfolgungen gegenüber Schwächeren, Behinderten oder Alten im Alltag tatenlos zusehen oder ob wir bereit sind, diesen Menschen überall zu begegnen: Im Kindergarten, in der Schule, in der Freizeit und anderswo. Es stimmt nicht, dass nur Spezialisten in dafür genutzten Gebäuden diese Begegnung ermöglichen können. Denn wenn diese Spezialisten überall arbeiten, verändern sie Zusammenarbeitsformen in Schulen, die Rücksichtnahme und die Sichtweise von allen Beteiligten. DAS ist Veränderung und kein Kommunismus, lieber Schulleiter!

Als Lehrer habe ich an einer Schule für Erziehungshilfe gearbeitet. Räumlich durch eine Mauer und im Pausenhof durch einen Zaun getrennt von den benachbarten Grundschülern. Außer dass sich die Kinder durch den Zaun gegenseitig angespuckt haben, fanden keine Kontakte statt. Los geht's mit Inklusion, was sonst?

Woher kommen die Widerstände von Lehrkräften und Eltern? Meist von der Befürchtung, dass die Umsetzung der Reform auf dem Rücken der Beteiligten stattfindet. Diese Angst ist nicht unbegründet, denn „Schulversuche“ verunsichern häufig statt zu bestärken. Vordergründig wird der Leistungsgedanke als Gegenspieler der Inklusion genannt. Die Ängste, dass „mein Kind“ gemeinsam mit Behinderten schlechter lernen kann, sind unbegründet, wie Inklusionsklassen zeigen. Der „Zugewinn“ wird als zu vernachlässigende Größe angesehen, weil soziale Kompetenz nicht als gleichwertige Kompetenz zu den Schulfächern angesehen wird.

Die GesamtlehrerInnenkonferenz meiner Schule in Mannheim stimmt dem Ministerratsbeschluss vom 3. Mai 2010 zum Thema „Schulische Bildung von jungen Menschen mit Behinderung“ unter Vorbehalt zu: In der allgemeinen Schule müssen den spezifischen Bedürfnissen der SchülerInnen Rechnung getragen werden.

Weitere Voraussetzungen sind unter anderem die Erweiterung der sonderpädagogischen Professionalität auf die erwarteten Zusammenarbeitsformen, sowie ein Unterstützungsangebot für die Lehrkräfte der Regelschule.

Leider hält sich in der Praxis fast niemand an diese gutgemeinten Vorgaben. Zu vielfältig sind wieder einmal die „Versuche“, die keine Linie verfolgen und deren Leidtragende die LehrerInnen beziehungsweise die SchülerInnen sind. Schlimmstenfalls geben Eltern ihre Kinder nicht in die dafür zuständige Regelschule, weil sie der Meinung sind, dass diese der Problematik der Kinder nicht gerecht werden.

Vielfalt wird positiv bewertet. Die Regelschullehrer profitieren davon nicht, weil die ihnen zustehende Unterstützung fehlt. Wer trotzdem meint, sich von inklusiver Pädagogik nicht mehr anregen lassen zu können, sollte sich Fragen stellen wie: Werden neue Schüler und Mitarbeiter durch Rituale willkommen geheißen? Werden die Klassen nach Vielseitigkeit eingeteilt? Wird die Unterschiedlichkeit der Schülerinnen und Schüler als Last oder als Chance für das Lernen empfunden? Wird der Unterricht auf die Vielfalt der Schüler hin geplant? Ist das Schulgebäude barrierefrei?

Inklusion ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die nicht nur von der Schule bewältigt werden kann. Veränderungen benötigen Zeit und Sicherheit. Beides gesteht man den Lehrkräften selten zu. Trotzdem wird die Inklusion unser Zusammenleben nachhaltig positiv verändern. Weil es die Sicht auf die Menschen verändert: „Es ist nicht Aufgabe des Menschen mit Behinderungen, sich anzupassen, um seine Rechte wahrzunehmen.“

Wir haben nachgefragt: Die Meinung zweier Studentinnen zum Thema Inklusion



Fotos: jab

„Ich finde, Inklusion ist eine gute Idee, aber wir sind noch nicht weit genug. Man spricht von Inklusion, aber bisher ist es nur Integration. Der Umgang mit Behinderten muss grundsätzlich ungezwungener und natürlicher werden.“

Tine (24), Soziale Arbeit/Sozialpädagogik

„Ich finde, Inklusion wird nicht optimal umgesetzt. Man spricht viel davon, aber zu wenig über die Umsetzung: Wie kann man die Behinderten konkret unterstützen? Wie soll das durch den Betreuungsschlüssel gewährleistet werden?“

Laura (20), Jura



(jab)

„Das war mein 8. Mai“

Theo Sommer hat als Chefredakteur und Herausgeber der *Zeit* sechs Jahrzehnte bundesdeutscher Geschichte begleitet. Zum 70. Jahrestag erinnert er sich der ehemalige Adolf-Hitler-Schüler an das Ende des Zweiten Weltkrieges.

Das Gespräch führten Felix Hackenbruch und Kai Gräf



Foto: fha

Inwiefern hat sich das Tempo des Journalismus verändert seit es Online-Medien gibt?

Wenn jemand nach dem Prinzip arbeitet: Wir müssen alle zwei Stunden aktualisieren, dann kann das nicht dieselbe Tiefe haben wie ein Journalismus, der sich Zeit lässt. Der also kein Augenblicksjournalismus ist, sondern etwas aussagen will über langfristigere Perspektiven, und bei dem auch die Vorgeschichte aktueller Probleme eine Rolle spielt.

Als die *Zeit* 1996 ihren Online-Auftritt einrichtete, waren Sie Herausgeber. Wie haben Sie damals die Folgen eingeschätzt?

Man merkte natürlich: Das ist die Zukunftstechnik – und man muss sie auch haben. Wobei wir allerdings sagten: Wir müssen im Online-Journalismus an den Prinzipien festhalten, die wir im Printjournalismus pflegen. Aber man konnte nicht daran vorbeigehen. Keiner allerdings hat damals schon übersehen, was sich daraus entwickelt und was das für die Akzeptanz bei den Lesern bedeuten könnte.

Vor wenigen Wochen, nach dem Absturz der Germanwings-Maschine an einem Dienstag, dem Redaktionsschluss der *Zeit*, hat man sich für den Titel „Absturz eines Mythos“ entschieden – mit dem Anspruch, etwas zu erklären, als eigentlich noch gar nichts klar war. Wie sehr ist man da dem Druck, so schnell wie möglich etwas zu liefern, erlegen?

Das hätte uns also auch in der vordigitalen Zeit passieren können. Dienstag ist nun mal Redaktionsschluss. Hätten wir den 24 oder 48 Stunden später gehabt, wäre unser Kenntnisstand ein anderer gewesen.

Aber hätte man sich so schnell festgelegt?

Wissen Sie: Shit happens. Manchmal ist man vorschnell, und unser Pech ist dann, dass wir mit der Print-Ausgabe, auf der dieses riesige Plakat zu sehen war, erst wieder eine Woche später da sind. Da haben wir es natürlich korrigiert.

Sie waren nicht immer Chefredakteur. Wie schafft man es von der Rems-Zeitung, bei der Sie angefangen haben, direkt zur *Zeit* zu wechseln? Ist das heute noch möglich?

Grundsätzlich hatten wir es sehr viel einfacher als die heutige Generation. Übertrieben gesagt: Als wir unser Rigorosum fertig hatten und unsere Doktorurkunden in der Hand hielten, standen die Arbeitgeber mit Arbeitsverträgen auf der Universitätstreppe. Und man kriegte einen Vertrag, der nicht auf zwei Jahre begrenzt war. Das Praktikum gab's überhaupt noch nicht, höchstens mal als Schnupperkurs für 14 Tage oder vier Wochen.

Nicht nur das ist anders geworden, überhaupt hat man den Eindruck, dass von der „alten Bundesrepublik“ nicht mehr viel übrig ist. Was unterscheidet Deutschland im Jahre 2015 von dem im Jahre 1975 oder 1985, als Sie in der Chefredaktion saßen?

Damals ging alles aufwärts. Mit der Bundesrepublik, mit der Wirtschaft, mit dem Wiederaufbau nach dem Kriege. Und es war alles Neuanfang. Ob das Lenz war oder Walser oder Grass oder Böll, das war eine neue Welt, die plötzlich beschrieben werden musste, und auch in der Wirtschaft ging es ja voran. Die weltpolitische Lage war einfacher: Es gab den Ost-West-Konflikt, da wusste man, wo man hingehörte. Es gab noch keine Globalisierung. Es gab noch keine Digitalisierung. Beide zusammen haben dafür gesorgt, dass, was immer irgendwo passiert, in Echtzeit überall bekannt wird. Man muss sofort darauf reagieren. Insofern ist die Welt heute viel komplizierter.

Wenn wir in der Geschichte noch ein bisschen weiter zurückgehen, zum 8. Mai 1945: Können Sie sich erinnern, was Sie an diesem Tag gemacht und wie Sie vom Ende des Krieges erfahren haben?

Ich weiß genau, was ich gemacht habe: Ich war im Retterschwangertal im Allgäu und bin mit zwei Freunden auf eine Bergwanderung gegangen. Wir haben uns den Brotbeutel vollgestopft mit Wurst, Käse und Brot – Wasser gab's unterwegs aus den Quellen – und sind auf die Rotspitze gestiegen, 2000 Meter, wenn ich mich richtig erinnere. Es war ein herrlicher, warmer Tag, wie heute hier, und wir waren da aufgestiegen aus einer Almhütte, in der etwa zwanzig, fünfundzwanzig Gleichaltrige – wir waren alle so 14 – sich niedergelassen hatten, nachdem wir sechs Wochen im Volkssturm waren und noch kämpfen sollten. Als wir drei abends von der Rotspitze abgestiegen waren und unten ankamen, war die Almhütte leer. Die Franzosen hatten alle abgeholt. Die mussten marschieren, am Bodensee vorbei bis nach Lothringen, viele kamen in die Bergwerke. Das war mein 8. Mai.

Der Schriftsteller Walter Kempowski hat in den 1970er Jahren Antworten auf zwei Fragen gesammelt. Die eine ist: Haben Sie Hitler gesehen? Die andere ist: Haben Sie davon gewusst? Beide Fragen würden wir gern an Sie als Zeitzeugen weitergeben.

Ich habe Hitler gesehen an einem Regentag auf der Autobahn zwischen Berchtesgarden und München, und er huschte – ich bilde mir ein, ihn gesehen zu haben – hinter regennassen Mercedes-Fenstern sitzend an mir vorbei. Ich fand das ein sehr erhebendes Gefühl.

Zweite Frage: Wir haben nichts gewusst. Wir hatten zwar gehört von der jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung, von der jüdisch-plutokratischen Wirtschaft Amerikas, aber von der Vernichtung von sechs Millionen Juden und Homosexuellen, Sinti und Roma wusste ich nichts und der Kreis, in dem ich mich damals bewegte, auch nicht. Es muss Leute gegeben haben, die es gewusst haben. Erstens: die Täter selber. Zweitens: die Leute bei der Eisenbahn, die die Transporte nach Auschwitz oder Birkenau oder Theresienstadt gefahren haben. Aber ich glaube nach wie vor, 80 Prozent der Deutschen haben nichts gewusst. Von den 80 Prozent haben vielleicht 20 irgendetwas dumpf geahnt.

Sie waren zweieinhalb Jahre auf der Adolf-Hitler-Schule in der Ordensburg Sonthofen. Was wäre aus dem Adolf-Hitler-Schüler Theo Sommer geworden, wenn das Kriegsende anders gekommen wäre?

Ich weiß es nicht. Ich wäre vielleicht Gauleiter in Krasnojarsk, Jekaterinburg oder Chicago geworden, wer weiß? Oder ich wäre vielleicht in Plötzensee als Widerständler gehängt worden. Ich weiß nicht, was ich geworden wäre, ich weiß nur seit Langem, was ich mir wünschte, geworden zu sein.

Und?

Plötzensee.

Und wie wurde aus Ihnen ein überzeugter Sozialliberaler, nachdem die Ideologie, in der Sie erzogen wurde, sich mit einem Mal als falsch herausgestellt hatte?

Damals ist für die meisten von uns, nein: für alle von uns, eine Welt zusammengebrochen. Aber gleichzeitig wurden zum ersten Mal die Rollläden hochgezogen und die Vorhänge zur Seite geschoben. Und wir sahen nun, was die Welt wirklich war. Das fing ziemlich bald an mit den Nürnberger Prozessen. Anfangs dachte man noch: Ist das Feind-Propaganda? Aber dann kam immer mehr an Fakten zutage und man konnte nicht mehr die Augen davor verschließen. Es war ein Prozess der Erkenntnisgewinnung, der sich über mehrere Jahre hinzog. Irgendwann habe ich dann beschlossen, Geschichte zu studieren, um zu wissen, wie es möglich war, dass unser Volk diesem Verbrecher, diesem wahnsinnigen Verbrecher auf den Leim gegangen ist. Aber das ist nicht so, dass Sie am Abend als Nazi ins Bett gehen und am nächsten Morgen als Demokrat aufwachen, sondern das sind innere und zuweilen auch quälende Prozesse. Am Anfang denkt man immer noch: Na, Feind-propaganda.

Was halten Sie von dem Vorschlag, den 8. Mai als Tag der Befreiung zu einem Feiertag zu machen?

Man muss ja nicht alles feiern. Es war ein Tag der Befreiung, aber es war zunächst ein Tag der Befreiung der Europäer vom Nazi-Joch. Es war auch die Befreiung vom Nationalsozialismus für uns Deutsche, aber das war noch jahrelang nicht der Tag, an dem die Freiheit kam. Die Freiheit kam langsam und konnte sich erst in einem schwierigen Prozess durchsetzen. Ich finde nach wie vor, dass eigentlich der 9. November der deutsche Schicksalstag ist. Ein Anlass, über alle Aspekte unseres geschichtlichen Daseins nachzudenken und nicht nur über einen.

Auf ausdrücklichen Wunsch Theo Sommers wurden die ersten beiden Fragen dieses Interviews aus der Online-Fassung entfernt. Da uns diese Bitte erst nach dem Druck der Ausgabe erreichte, konnten wir ihr in der Printversion nicht entsprechen.

Zur Person

Theo Sommer, 84, wählt seine Worte ebenso bedächtig wie den Käsekuchen. Dass er zuletzt wegen Steuerhinterziehung zu einer Bewährungsstrafe verurteilt wurde, ist man beim Zuhören geneigt zu vergessen. Fast sechzig Jahre hat der promovierte Historiker für die Wochenzeitung *Die Zeit* gearbeitet, wo er inzwischen die beneidenswerte Position eines Editor-at-large innehat.

Der StuRa testet seine Grenzen aus

Nach der Blockupy-Debatte: Wie politisch soll die Verfasste Studierendenschaft sein? (Fortsetzung von Seite 1)

Von Kai Gräf



Foto: Montecruz Foto (CC BY-SA 2.0)

Finanziert aus studentischen Gebührengeldern? Ausschreitungen während der Blockupy-Proteste am 18. März in Frankfurt

Die Vorwürfe der Rechtsaufsicht wiegen schwer: Mit der Finanzierung der Busfahrt zur Blockupy-Demonstration nach Frankfurt habe die VS „rechtswidrig ein allgemeinpolitisches Mandat wahrgenommen“. Da sich die Proteste gegen die Krisenpolitik der Europäischen Union gerichtet hatten, sei kein spezifisch studentischer oder hochschulpolitischer Belang erkennbar. Auch die Erforderlichkeit der Finanzierung insgesamt hält das Rektorat für zumindest „fraglich“. Die Verantwortlichen hatten vorgegeben, mit dem Bus auch jenen, die sich ein Zugticket nicht hätten leisten können, die Teilnahme an der Demonstration zu ermöglichen.

Das Rektorat beabsichtigt nun offenbar, den Finanzbeschluss des Referats für Politische Bildung zu beanstanden und die Auszahlung der bewilligten Mittel, sofern sie noch nicht erfolgt ist, zu verbieten. Sollte die Rechtsaufsicht diese vorläufige Ansicht bis zum Abschluss ihrer Prüfung nicht ändern, muss die umstrittene Busfinanzierung als bislang deutlichster Rückschlag in der noch jungen Geschichte der wiedereingeführten Verfassten Studierendenschaft in Heidelberg gelten. Und das, obwohl der Vorfall zugleich Beispiele dafür liefert, wie gut der Studierendenrat im Allgemeinen funktioniert: Immerhin hatte sein Pressereferent Lukas Hille, ein bekennender Konservativer, die Entscheidung der VS auf Nachfrage des Wissenschaftsministeriums im Sinne seines Amtes verteidigt – und sich damit nicht nur fraktionsübergreifende Anerkennung erworben, sondern auch eine wohltuende Prise Institutionenstolz gezeigt.

Als weniger reif hingegen erwies sich die Debattenkultur während der letzten beiden StuRa-Sitzungen, in denen der Blockupy-Fall behandelt wurde. Nicht, dass man sich gegenseitig der Lüge und Schaumschlägerei bezichtigte, musste hier überraschen (im Gegenteil, diese Polemik machte die Sitzungen überhaupt erst lebendig); vielmehr erstaunte die Tatsache, dass sich die Diskussion im Rat selbst vor allem darum drehte, die Entscheidung des Referats für Politische Bildung im Lichte der Eskalationen vom 18. März zu betrachten – als ob die Teilnahme der Heidelberger Demonstranten für die Ausschreitungen konstitutiv gewesen wäre. Zwar versuchten RCDS und LHG, die Vorfälle in Frankfurt zu einer Bürgerkriegsszenerie zu überzeichnen. Glaubhaft war das jedoch nicht, zumal allzu leicht ersichtlich wurde, dass der RCDS die Gelegenheit für eine grundsätzliche Abrechnung mit der Institution des Studierendenrats nutzen wollte. Auf seine Initiative erst war die Debatte um die strittige Busfahrt überhaupt in den Landtag gelangt, wie die Abgeordnete Kurtz, zu deren Wahlkreis Leonberg die Uni Heidelberg nachweislich keinen Bezug hat, selbst bestätigte.

Umgekehrt versäumten es aber die Verteidiger der Referats-Entscheidung, zu begründen, wie sich die Finanzierung eines Busses zu Blockupy-Protesten mit dem Neutralitätsgebot der VS in politischen Angelegenheiten vereinbaren lässt. Die Rechtfertigung, die Mitfahrt sei „offen für alle“ gewesen, erweist sich mit Blick auf den Protest-Aufruf der Organisatoren von „Akut (+C)“ als wenig überzeugend: Die Gruppe hatte für ihre „antifaschistische“ Aktion finanzielle Unterstützung gesucht und diese beim Referat für Politische Bildung gefunden – genauer: bei den beiden dafür zuständigen Referenten, die in der vorlesungsfreien Zeit geräuschlos und ohne Diskussion im Rat über die Bewilligung zu entscheiden gerne bereit waren. Wie das Referat dieses Engagement im Rückblick „als einen Erfolg“ werten kann, muss rätselhaft bleiben.

> „Aufgabe des StuRa ist es, die Studierenden zu politisieren“

Lässt man das ideologische Geplänkel beiseite, bleiben von diesem Skandälchen genau zwei Fragen übrig: Zum einen die nach der Rechtfertigung von politischen Aktionen, finanziert von der VS aus Mitteln studentischer Semesterbeiträge. Bei der breiten Studentenschaft dürfte das gezeigte Engagement eher auf Ablehnung stoßen. Die populistische Rede von „Zwangsbeiträgen“ könnte da schnell auf fruchtbaren Boden fallen.

Die zweite Frage ist eine grundsätzlichere: Wie politisch darf und soll der StuRa sein? Das Selbstverständnis der linken StuRa-Mehrheit, die einen über Hochschulangelegenheiten hinausgehenden allgemeinpolitischen Anspruch vertritt, unterscheidet sich da deutlich von dem der „bürgerlichen“ Fraktionen – und wohl auch von der Mehrheit der Studentenschaft, die nur zu knapp über 13 Prozent an der letzten Uniwahl teilgenommen hat. Letzteres freilich sieht man beim Referat für Politische Bildung gerade als Anlass, auf die Politisierung der Studentenschaft hinzuwirken.

Unklar bleibt aber, wem damit geholfen ist, wenn Heidelberger Studentenvertreter die gewaltsame Räumung des Maidan-Platzes in Kiew verurteilen oder „Meinungsfreiheit für venezuelanische Studierende“ einfordern (aus den Pressemitteilungen des StuRa). Für diese wie für den nun diskutierten Fall beanspruchen die Verantwortlichen allerdings hochschulpolitische Relevanz: „Die europäische Wirtschaftspolitik ist ganz allgemein ein Anliegen der Studierenden, da wir in ihrem Horizont leben und sie unseren Alltag jederzeit radikal verändern kann“, heißt es in der Stellungnahme der VS zu den Vorwürfen des Rektorats. Insofern sei „eindeutig ein Bezug zur VS gegeben und das Referat für Politische Bildung zu Recht tätig geworden.“

Die Eröffnung dieses Standpunkts und seiner Gegenposition sind das gewinnbringende Ergebnis der gegenwärtigen Diskussion. Die Debatte um eine fragwürdige Busfahrt und der unbewiesene Vorwurf der Bezuschussung linksautonomer Gewalttäter durch das Geld der Heidelberger Studentenschaft sollte deshalb endlich beiseite gelegt werden, um über den eigentlichen Kern des Dissens zu streiten. Liegen die gegenwärtigen VS-Vertreter richtig in der Überzeugung, es sei ihre „Aufgabe, die Studierenden zu politisieren“? Oder muss nicht vielmehr der Gedanke, dass Kommilitonen sich gegenseitig zu erziehen beanspruchen, reichlich anmaßend erscheinen? Die Idee, die Masse der Studenten leide unter „falschem Bewusstsein“, das es ihnen auszutreiben gelte, muss dabei als ebenso anachronistisch gelten wie der konservative Reflex, in jeder politischen Einmischung einer organisierter Studentenschaft linksradikale Umtriebe zu vermuten.

Aus zwei mach eins

Nur ein Urnengang nötig: StuRa und Gremienwahlen finden gleichzeitig statt

Im Sommer fällt vieles leichter: das Aufstehen, der Weg in den Hörsaal, joggen gehen. Die Verfasste Studierendenschaft (VS) der Uni Heidelberg hofft, dass auch ein Weg an die Wahlurnen im Sommer leichter von der Hand geht und hat die Wahlen zum Studierendenrat (StuRa), die bisher im Herbst stattfanden, auf Juni verlegt. Vom 16. bis 18. Juni können die Studierenden, ihre Vertreter im Legislativorgan der VS zu wählen – am selben Tag, an dem auch die studentischen Direktkandidaten für den Senat und die Fakultätsräte antreten.

Dies hat vielfältige Gründe. Rektorat und VS einigten sich darauf, den Termin für die Gremienwahlen auf Mitte des Sommersemesters zu verschieben, ursprünglich hätte Anfang des Semesters gewählt werden sollen. Zu diesem früheren Termin hätte die Universitätsverwaltung jedoch keine Wahlhelfer stellen können, dies übernimmt nun die VS. Dort hatte man ohnehin beschlossen, die Gremien- und StuRa-Wahlen auf denselben Termin zu legen. „Der StuRa wollte auf keinen Fall Wahlen zu Vorlesungsbeginn, sowas braucht Vorlauf“, erklärt Kirsten Pistel vom StuRa.

Desweiteren hätten Kandidaturen in der vorlesungsfreien Zeit eingereicht werden müssen, ein Zeitraum, der wohl einigen Interessierten entgangen wäre. Den Studierenden wird darüber hinaus ein Urnengang abgenommen, statt jeweils einer Wahl im Sommer und Winter, können sie nun beides gleichzeitig erledigen. Für die StuRa-Mitglieder wird die kommende Legislaturperiode nicht so zerrissen sein wie bisher. Statt zwei halben Semester, sowie eines ganzen, wird die Amtszeit nun stringent zwei Semester dauern.

Nach mageren Wahlbeteiligungen, sowohl bei den Gremienwahlen 2014 (7,0 Prozent), als auch bei der vergangenen StuRa-Wahl (12,6 Prozent) bleibt abzuwarten, ob sich durch den neuen Termin mehr Studierende von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen – oder doch die Sonne am Neckar genießen werden. **(kap)**

Mit Kredit ins Ausland

Europäische Kommission legt neues Darlehensprogramm für Masterstudenten im EU-Ausland auf

Seinen Master komplett im Ausland absolvieren: Diese Möglichkeit sollen mehr Studenten in Deutschland in Anspruch nehmen. Ab Mitte 2015 können sich europäische Studenten, die ihren Master im europäischen Ausland absolvieren möchten, bei nationalen Banken um einen zinsgünstigen Kredit bemühen. Einjährige Studiengänge werden mit bis zu 12 000 Euro, zweijährige Programme mit bis zu 18 000 Euro gefördert. Während der Laufzeit des Programms sollen etwa bis zu 200 000 Studenten von der finanziellen Unterstützung profitieren. Zuvor müssen sie sich beim Erasmus+-Programm der Europäischen Union bewerben.

Das Programm, das seit 2014 unterschiedlichste Bildungsprogramme der EU bündelt, läuft bis 2020. Das siebenjährige Projekt ist auf ein Gesamtbudget von 14,8 Milliarden Euro ausgelegt und führt Programme für Studierende wie Erasmus und Leonardo Da Vinci und Comenius für Auszubildende fort. In Deutschland sollen mehr als eine halbe Million junge Menschen teilnehmen.

Das Angebot soll verstärkt junge Europäer zu einem Aufenthalt im Ausland anregen. Die Studiendarlehen sind dabei ein Pilotprojekt, das langfristige Planbarkeit sichern soll. Die Kreditinstitute werden dabei vom European Investment Fund (EIF) ausgewählt; eine endgültige Liste wird Mitte 2015 erwartet. Um den Studenten den Einstieg in den Beruf zu ermöglichen, muss mit der Rückzahlung frühestens zwei Jahre nach Ende des Studiums angefangen werden.

Hintergrund sind die in den letzten Jahren stagnierenden Zahlen von Austauschstudenten. Diese lag laut Deutschem Austauschdienst zuletzt bei etwa einem Viertel aller Studenten. Ziel ist es, diese Quote im Sinne des europäischen Austausches zu erhöhen. **(lau)**



Wir sind die Elite

Die aktuelle Periode der Exzellenzinitiative läuft 2017 aus. Das sorgt für Unsicherheit in der deutschen Hochschullandschaft

Die Exzellenzinitiative hat Deutschlands Universitätslandschaft elitärer gemacht. 2006 im Zuge des Bologna-Prozesses ins Leben gerufen, verfügt die Initiative des Bundes und der Länder jedes Jahr über etwa 470 Millionen Euro. Ziel ist es, die „Spitzenforschung sichtbar zu machen und den Wissenschaftsstandort Deutschland im internationalen Wettbewerb zu stärken."

Gemeinsam von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und vom Wissenschaftsrat durchgeführt, verfolgt die Exzellenzinitiative drei Förderlinien: Graduiertenschulen, Exzellenzcluster zur Förderung der Spitzenforschung und Zukunftskonzepte für die Universitäten als Ganzes. In drei Ausschreibungsrunden wurden insgesamt 4,6 Milliarden Euro zur Verfügung gestellt. Das Stichwort ist immer wieder „Spitze": Spitzenforschung, Spitzenleistung, Spitze im wissenschaftlichen Nachwuchs. Deutschland hat sich so seine eigenen Eliteuniversitäten, damit aber auch die Grundlagen für ein künftiges „Zwei-Klassen-Hochschulsystem" geschaffen. Im Oktober 2017 läuft die zweite Programmphase der bisherigen Exzellenzinitiative aus.



Foto: Falk Lademann (CC BY 2.0)

Kopf-an-Kopf-Rennen: Auch nach 2017 soll der Wettbewerb zwischen den Hochschulen gefördert werden

Ende des letzten Jahres haben die Bundeskanzlerin und die Ministerpräsidenten der Länder einen Grundsatzbeschluss über die Nachfolge des Wettbewerbes gefasst. Nun geht es darum, konkrete Ziele festzulegen. Die Ergebnisse dazu sollen Anfang 2016 vorliegen, außerdem werden Vorschläge zu den neuen Förderformen erarbeitet, die im Sommer 2016 vorliegen sollen.

Welche Bedeutung haben die bisherige Exzellenzinitiative und ihre Reform für Heidelberg? Die Universität hat von der Exzellenzinitiative stark profitiert. Die beiden Exzellenzcluster „Cellular Networks" und „Asien und Europa im globalen Kontext" würden ohne die finanziellen Mittel der Initiative nicht existieren. Auch die drei Graduiertenschulen sind auf die jährlichen 25 Millionen Euro Förderung oder rund vier Prozent des Unihaushalts angewiesen.

Bei den Universitäten macht sich nun Unsicherheit breit, da die Weiterförderung langfristiger Projekte und Forschung aktuell nicht gewährleistet ist. Stephen Hashmi, Prorektor für Forschung und Struktur in Heidelberg, betont, dass die Universität – nicht in den direkten politischen Entscheidungsfindungsprozess eingebunden – ihre Stimme indirekt durch die Hochschulrektorenkonferenz und die U15, einer Lobbygruppe der 15 forschungsstarken Universitäten, hörbar macht. Nun warte man in Heidelberg auf Entscheidungen, so Hashmi. „Wenn die Entscheidung zu kurz vor Auslaufen der Exzellenzinitiative fällt, dann verlieren wir die mühsam im bisherigen Verlauf aufgebaute Expertise und wichtige Nachwuchswissenschaftler, weil die dann auf ein potentielles Auslaufen ihrer Stellen rechtzeitig reagieren müssen und abwandern."

Der erste wichtige Schritt sei mit dem Beschluss zum Finanzumfang nun getan. Für zehn Jahre werden 400 Millionen jährlich für die Fortsetzung der Exzellenzinitiative und zusätzlich 100 Millionen pro Jahr für die Nachwuchsförderung bereitgestellt. Jetzt geht es darum, die genauen Kriterien der Ausschreibung zu erfahren. „Wie genau sich dabei Cluster und Graduierten weiterentwickeln, kann man in Unkenntnis des Ausschreibungsformats jetzt noch nicht genau sagen, wir haben denkbare Szenarien aber bereits fest im Blick", so Hashmi.

Was geschieht, wenn der Status als „Elite-Uni" wegfällt, konnte man zu Beginn der zweiten Förderrunde 2012 in Freiburg, Göttingen und Karlsruhe erleben. Die Universitäten scheiterten mit dem in der Öffentlichkeit besonders strahlkräftigen Zukunftskonzept, konnten den finanziellen Verlust jedoch durch Auslauffinanzierungen DFG und der Länder größtenteils auffangen.

In Göttingen wurden eine Graduiertenschule sowie ein Exzellenzcluster außerdem weiterhin gefördert. Für das Karlsruher Institut für Technologie (KIT) waren die Einbußen in Relation zu den auf dem freien Forschungsmarkt eingeworbenen Drittmittel ohnehin recht gering. Von Seiten des KIT hieß es damals: „Vieles von dem, was wir uns vorgenommen hatten, werden wir trotzdem umsetzen, wenn auch nicht so schnell wie erhofft". Am bittersten dürfte für alle drei Unis der Verlust des Elite-Siegels gewesen sein.

Einige Aussagen zum neuen Exzellenzwettbewerb legen nahe, dass die Rubrik „Zukunftskonzept", also eben das Elite-Siegel, abgeschafft wird. Der Vorsitzende der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz, Manfred Prenzel, hatte dem Konzept bereits 2014 eine „Denkpause" verordnet. Gerade in der SPD sei man gegen sogenannte „Leuchtturm-Projekte" und möchte Breite und Spitze nicht gegeneinander ausspielen, so Hubertus Heil, stellvertretender Fraktionsvorsitzender der SPD im Bundestag. Sein Gegenüber von der Unionsfraktion, Michael Kretschmer, allerdings spricht sich für eine weitere Elite-Orientierung aus.

Ein Aspekt der in der neuen Förderrunde wichtig werden soll, sind regionale Kooperationen mit Forschungseinrichtungen und Wirtschaft. In dieser Hinsicht ist die Uni Heidelberg dank zahlreicher, bereits bestehender Kooperationen schon relativ gut aufgestellt. Die Idee der Exzellenz-Unis könnten dann in Exzellenz-Regionen überführt werden.

Die neuen Profiteure könnten dann beispielsweise die bisher von der Exzellenzinitiative ausgenommenen Fachhochschulen sein. So soll laut Bundesbildungsministerin Johanna Wanka die „Verbesserung insbesondere der forschungsorientierten Lehre" im neuen Wettbewerb zentral werden. Zusätzlich zum Ringen um den Elite-Status könnte so die Konkurrenz zwischen den Universitäten und den in die Forschung strebenden Fachhochschulen verschärft werden.

Auch wenn die genaue Form noch nicht bekannt ist, so steht fest, dass es mit der Exzellenzinitiative weitergeht. Besonders die in Aussicht gestellte Förderung der Lehre würde auch den Universitäten gut tun, sofern sie denn auch dort ankommt. Derzeit stehen die Chancen für die Uni Heidelberg nicht schlecht, auch nach 2017 weitergefördert zu werden. Möglicherweise mit neuen regionalen Kooperationen – trotz oder gerade wegen der Konkurrenz um die Fördermittel. **(djk, dmh)**

Kleingeld für Nachwuchswissenschaftler

Die Große Koalition kündigt Finanzierungshilfen und eine Gesetzesnovelle an

Nach mehrfachen Ankündigungen durch Bundesbildungsministerin Johanna Wanka (CDU) reagiert die Bundesregierung auf die zunehmend schlechten Arbeitsbedingungen für Nachwuchswissenschaftler in Deutschland. Arbeitsverträge, die in rund 84 Prozent aller Fälle befristet sind und bei Promotionen oft nur eine Laufzeit von einem halben Jahr haben, fehlende Perspektiven für langfristige Anstellungen und hoher Arbeitsaufwand sorgen für große existenzielle Unsicherheit bei bis zu 200 000 jungen Wissenschaftlern.

Maßnahmen dagegen wollen Union und SPD auf zwei Wegen ergreifen – zuerst durch die Novellierung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes. Dieses Gesetz ermöglicht Kurzzeitverträge, die Flexibilität in der Wissenschaft schaffen sollen. Diese Flexibilität werde gegenwärtig jedoch ausgenutzt, so Wanka. Zukünftig solle sich die Dauer der Arbeitsverträge an der Dauer der Promotion oder des zugehörigen Drittmittelprojektes orientieren. Der Gesetzesentwurf der Ministerin dafür ist schon fertig; wie die Koalitionsfraktionen zu ihm stehen, ist jedoch noch nicht klar. Laut der Fraktionsspitzen sei man „auf dem Weg zu einem Kompromiss" und plane einen Beschluss noch im Jahr 2015.

Die zweite Maßnahme besteht aus einer stärkeren Finanzierung langfristiger Stellen für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Dies hatte die Bundesbildungsministerin bereits im März angekündigt, nun konkretisiert die Große Koalition die Planungen: Zusammen mit den Ländern soll ab 2017 über zehn Jahre hinweg eine Milliarde Euro bereitgestellt werden. Das bedeutet umgerechnet 100 Millionen Euro pro Jahr, verteilt auf alle deutschen Universitäten und deren zahlreiche Fachbereiche. Es darf stark bezweifelt werden, ob so eine tatsächliche Verbesserung erreicht wird. Wofür genau das Geld ausgegeben werden soll, ist ebenso noch unklar – die SPD jedoch hat in einem Eckpunktepapier zusätzliche Forderungen formuliert. Sie will 1500 neue Juniorprofessuren bis 2021 schaffen und so deren Zahl nahezu verdoppeln. Dabei setzen die Sozialdemokraten auf das amerikanische „Tenure Track"-Modell, das bisher in Deutschland kaum angewendet wird: Juniorprofessoren mit „Tenure Track"-Option müssen keine Habilitationsschrift verfassen, dafür ist die Stelle zunächst für mehrere Jahre auf Bewährung angelegt und kann nach guter Evaluation in eine unbefristete, reguläre Professur umgewandelt werden. Dieses Modell hatte Wanka ebenfalls schon gefordert. Zustimmung finden die Vorschläge der SPD bei der Bildungsgewerkschaft GEW. Sie könnten „einen wichtigen Beitrag für die Stabilisierung von Beschäftigung und berechenbare Laufbahnen an den Hochschulen" leisten, so der stellvertretende GEW-Vorsitzende Andreas Keller.



Foto: flickr.com (CC BY-SA 2.0; Symbolbild)

Die Planungen der Koalition begrüßt auch die Hochschulrektorenkonferenz (HRK), sie verweist jedoch auch auf einen „Orientierungsrahmen" der HRK aus dem vergangenen Jahr. Darin wurden auch verstärkt feste Stellen für Nachwuchswissenschaftler abseits von Professuren gefordert. Die Allianz der Wissenschaftsorganisationen, zu der neben der HRK auch prominente Institutionen wie die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) gehören, fordert vom neuen Wissenschaftszeitvertragsgesetz konkrete Vorgaben für die Vertragsdauer. Die Max-Planck-Gesellschaft selbst hat kürzlich ihr eigenes System zur Nachwuchsförderung umgestellt und 50 Millionen Euro für bessere Perspektiven für Doktoranden und Postdocs veranschlagt. Künftig erhalten alle Doktoranden der MPG nicht nur Stipendien, sondern vollwertige Förderverträge inklusive Sozialleistungen und einer Mindestdauer von drei Jahren mit Option auf eine zwölfmonatige Verlängerung. **(sko)**

Hochschule in Kürze



Foto: wikimedia.org (CC BY-SA 2.0)

Detailliert attestiert
Hochschulen fordern zunehmend Angaben über Krankheitssymptome in Attesten zur Prüfungsunfähigkeit von Studenten. Versäumt man eine Prüfung, muss der Student ein entsprechendes ärztliches Attest beim Prüfungsamt vorlegen. Rechtlich genügt die Feststellung der Arbeitsunfähigkeit durch den Arzt. Hochschulen hingegen verlangen zusätzlich die Bescheinigung der Prüfungsunfähigkeit, die der Prüfungsausschuss auf Basis der ärztlichen Information vornimmt. Dabei werden, so auch in Heidelberg, Angaben zu Symptomen gefordert. Der Prüfungsausschuss, bestehend aus mehreren Professoren, Dozenten und studentischen Vertretern unterliegt einer Schweigepflicht. Dennoch kritisiert der freie Zusammenschluss von Studierendenschaften (fzs) dieses Vorgehen als „Demütigungspraxis“ und macht auf die Verletzung der Privatsphäre besonders im Fall von seelischen oder auto-immunen Erkrankungen aufmerksam. **(chd)**

StuRa-Vorsitzende überraschend zurückgetreten
Hera Sandhu ist am 2. Dezember 2014 zur Vorsitzenden der Verfassten Studierendenschaft gewählt worden. Am 14. April tagte der StuRa zu einer Sondersitzung, die dem unerwarteten Tagesordnungspunkt 5.1 in der Agenda führte: „Ausschreibung Vorsitz der VS – weiblich.“ Die Medizinstudentin und bisherige Vertreterin der Studenten ist im vergangenen Monat von ihrem Amt für den StuRa zurückgetreten. Gründe für die überraschende Amtsniederlegung sind persönlich und tauchen weder in den Sitzungsprotokollen des StuRa, noch in den Pressemitteilungen der letzten Monate auf. Ihr Mitvorsitzender Glenn Bauer hat dieses Amtes derzeit allein inne. Allerdings nur noch bis zum 19. Mai. An diesem Tag kommt dem StuRa die Aufgabe zu, eine neue Vertreterin zu wählen, die sich künftig voraussichtlich ein Jahr lang der Leitung der Referatekonferenz wie der Repräsentanz der Studenten nach außen annehmen wird. **(hmi)**

Außenposten in Japan

Neben New York, Neu-Delhi und Santiago de Chile gibt es nun auch in Kyoto eine Auslandsvertretung der Uni Heidelberg

Im vergangenen Monat wurde die japanische Auslandsvertretung der Universität Heidelberg auf dem Campus der Kyoto Universität feierlich eröffnet. Ziel dieses Schrittes ist es, Forschungskontakte zu intensivieren, neue bilaterale Projekte zu initiieren und nicht zuletzt als Anlaufstelle für japanische Studenten zu dienen, die ein Studium in Heidelberg ins Auge gefasst haben.

Damit ist die vierte Heidelberger Universitätsvertretung neben dem Heidelberg Center Südasien in Neu-Delhi, dem Südamerika Center in Santiago de Chile und dem Liaison Office in New York eröffnet worden. Diese sollen die „internationale Sichtbarkeit“ der Ruperto Carola stärken. Basis für die Eröffnung der japanischen Auslandsvertretung ist das inzwischen seit fünf Jahren bestehende deutsch-japanische Universitätskonsortium HeKKSaGOn, in dem sich die Universität Heidelberg, die Universität Göttingen und das Karlsruher Institut für Technologie mit der Kyoto, Osaka und Tohoku University zusammengeschlossen haben.

Eines der Ziele dieses Bündnisses ist es, gemeinsame Graduiertenprogramme zu initiieren, beispielsweise für zukunftsweisende Forschungsfelder wie die der Umwelt-, Material oder Neurowissenschaften, um den Informationsaustausch zu erleichtern. Gemeinsame Forschungsprojekte und erhöhte Mobilität von Wissenschaftlern beider Universitäten, welche



Foto: wikimedia.org (CC BY-SA 4.0)

Der Campus der Universität Kyoto

durch Stipendien, Gastdozenturen und Forschungsaufenthalten realisiert werden, sollen dazu beitragen. Unterstützung aus der Industrie erhält das Konsortium von der Robert Bosch Stiftung.

Im Jahr 2012 fand die erste Summerschool des Bündnisses im Bereich der Lebenswissenschaften mit dem Titel „Crossing Borders: Unraveling Principles of Life with Quantitative Tools“ statt. Die letzte Summer School beschäftigte sich am Karlsruher Institut für Technologie mit dem Forschungsbereich der Nanotechnologie. Ebenfalls im Rahmen dieses Zusammenschlusses wurde vor einem Jahr die Auslandsvertretung der Kyoto University, genannt „Kyoto University European Center“, in den Räumlichkeiten der alten Universität eröffnet. Bei der offiziellen Einweihung waren Vertreter des Bildungsministeriums Japans, der japanischen Botschaft in der Bundesrepublik und Repräsentanten der Universität Kyoto anwesend. Die bilaterale Partnerschaft zwischen den Universitäten Heidelberg und Kyoto besteht seit 25 Jahren und stellt somit die Basis des HeKKSaGOn Konsortiums dar.

Die Eröffnung einer Auslandsvertretung ist gleichzusetzen mit der Fortsetzung einer jahrelangen, immer intensiver werdenden Partnerschaft zwischen beiden Universitäten. Ob die Auslandsvertretungen zu mehr studentischem Austausch an beiden Universitäten führen wird, bleibt abzuwarten. **(mow)**

Jura-Bibliothek kürzer geöffnet

Die juristische Studierendenschaft muss sich seit 1. Mai 2015 an geänderte Öffnungszeiten ihrer Bibliothek gewöhnen: Statt wie bisher bis 22 Uhr sind die Räume nur noch bis 20 Uhr nutzbar, an Sonntagen bleiben sie geschlossen. Die kürzeren Nutzungszeiten werden den Wettbewerb um die ohnehin knappen Arbeitsplätze noch weiter verschärfen. Insbesondere in den Semesterferien, wenn viele Jura-Studierende mithilfe des Bücherbestand des juristischen Seminars ihre Hausarbeiten schreiben, ist mit Engpässen zu rechnen – während dieser Phasen war die Bibliothek schon bisher aufgrund des regelmäßig auftretenden Andrangs bis 24 Uhr geöffnet worden.

Ursache für die Änderungen sind die am 9. Januar 2015 zwischen der Landesregierung und den baden-württembergischen Hochschulen als „Perspektive 2020“ beschlossenen neuen Modalitäten der Hochschul-



Foto: vio

finanzierung. Danach werden die Qualitätssicherungsmittel (QSM) zu knapp 90 Prozent in die Grundfinanzierung der Universitäten überführt. Als QSM zahlte das Land bisher für jeden Studenten pro Semester 280 Euro an die Universität; diese Mittel wurden anhand der Studierendenzahl direkt an die Fakultäten verteilt. Dort erfolgte eine zweckgebundene Verwendung unter Miteinbindung der Studierendenvertreter.

Durch das neue Gesetz werden jedes Semester nur noch 2,42 Euro pro Student auf diese Weise vergeben, wie der AStA des KIT Karlsruhe errechnete. Die übrigen Gelder fließen als Grundfinanzierung an die Rektorate der Universitäten, welche zentral über die Verwendung entscheiden. Rektor Eitel lobte im Juli 2014 diesen „Zugewinn an Autonomie“. Die Studierendenschaft hingegen kritisierte die Einschränkung ihrer Mitbestimmungsrechte. Auch äußerten viele Fakultäten die Befürchtung, in Zukunft finanziell schlechter ausgestattet zu sein.

Diese bewahrheitet sich nun. Wie Professor Ekkehart Reimer, Bibliotheksbeauftragter der juristischen Fakultät, darlegt, treffen die neuen Bestimmungen die Juristen besonders hart. Neben 80 000 Euro regulärer Mittel, die aus der Grundfinanzierung kommen, standen der fakultätseigenen Bibliothek bisher wegen der hohen Studierendenzahl jährlich etwa 400 000 Euro an QSM zu Verfügung. Diese entfallen mit Wirkung zum 1. Oktober 2015. Deswegen beginne man nun bereits zu sparen, sei darüber aber sehr unglücklich, erklärt Ekkehart Reimer.

Die Studierenden ihrerseits wollen sich gegen die Maßnahmen wehren. Die Fachschaft Jura hat bereits eine an das Rektorat gerichtete Petition initiiert, die innerhalb von vier Tagen 1450 Unterschriften erhielt. Der Hinweis der Fakultätsverwaltung, dass die neue Arbeitsplätze schaffende Norderweiterung der UB kurz bevorstehe, dürfte für sie allenfalls einen schwachen Trost darstellen. **(vio)**

Wohnst Du noch oder lebst Du schon?

Eine Studie untersucht die Lebensbedingungen, darunter auch die Wohnsituation von Studenten in Europa: Ungleichheiten zeigen sich deutlich

Wie geht es eigentlich deutschen Studierenden im europäischen Vergleich? Eine Antwort auf diese Frage gibt die gerade veröffentlichte Studie „Eurostudent V 2012 – 2015“. Dort wird die wirtschaftliche und soziale Lage von Studenten in 29 Ländern verglichen. Es zeigen sich innerhalb Europas viele Gemeinsamkeiten, aber auch extreme Unterschiede. Ganz entscheidend für ein zufriedenstellendes und selbstbestimmtes Studium ist die Wohnsituation. Diese spiegelt zum einen die wirtschaftliche Lage von Studenten, aber zu einem gewissen Grad auch eines ganzen Landes wider. Zum anderen werden auch kulturelle Unterschiede deutlich.

Ein wichtiger Aspekt ist das Wohnen bei den Eltern. Das Land mit den meisten Studenten, die bei der eigenen Familie wohnen, ist Malta. In der Altersgruppe der 22- bis 25-Jährigen lebt dort mit 92 Prozent fast jeder Student zu Hause. Die Gründe dafür scheinen wirtschaftlich bedingt zu sein, denn Malta wurde schwer von der Eurokrise getroffen. Im Gegensatz dazu sind in Finnland nur 5 Prozent der Studenten im Alter von 22 bis 25 nicht ausgezogen. Ein Viertel der Studenten in Deutschland dieses Alters lebt noch im Elternhaus. Nur in fünf Ländern leben weniger zu Hause, darunter Dänemark, Norwegen und Finnland. Studenten in Skandinavien werden durch öffentliche Mittel stark unterstützt und auch in Deutschland gibt es Zuschüsse, was das Ausziehen von zu Hause oft erst ermöglicht. Auch bei der Verbreitung von WGs gibt es große Unterschiede. In Deutschland leben 40 Prozent der Studenten mit anderen zusammen. Mehr Studenten, die so wohnen, gibt es nur in Irland, Slowenien und der Slowakei. In allen genannten Ländern nehmen Wohngemeinschaften als Wohnform mit steigendem Alter ab, vor allem das Wohnen mit dem Partner und Kindern nimmt dafür zu.

Studentenwohnheime – für viele Studenten Objekt von inniger Hassliebe. Besonders viele Studenten zwischen 22 und 25 Jahren wohnen in der Ukraine in Studentenwohnheimen (41 Prozent). Allerdings sind die Studiengebühren in der Ukraine sehr hoch. Auf Grund der schwierigen politischen und wirtschaftlichen Lage und der daraus resultierenden Armut, können sich nur wenige ein Studium leisten.

Knapp ein Drittel der betrachteten Altersgruppe in Finnland lebt in Studentenwohnheimen. Hier gibt es keine Studiengebühren, allerdings ist das Wohnen in Finnland sehr teuer – Studenten geben im Durchschnitt 44 Prozent ihres monatlichen Einkommens für die Wohnung aus. Mehr ist es nur in Frankreich. Auch hier zeigt sich, wie stark Studenten vor allem im Norden Europas unterstützt werden und wie sich dies auf das gesamte Studentenleben auswirkt.

Die Wohnsituation ist ein entscheidender Aspekt des Lebens von Studenten. Häufig entscheidet die wirtschaftliche und politische Lage eines Landes darüber, wer studieren kann und was für ein Leben die Studenten führen. Vor allem in Skandinavien werden Studenten stark unterstützt, aber auch Deutschland steht im europäischen Vergleich gut da. **(aco)**



Für Tiefflieger und Teamsportler

Oxford spielt es, Harvard spielt es. Nun hat auch Heidelberg ein Quidditch-Team. Das Besen-Rugby begeistert nicht nur Zauberfans

Der Rennbesentest lässt mich unentschlossen: Nimbus 2000 oder doch Feuerblitz? Womit fliegt man wohl in Heidelberg? Es hat ja schließlich nicht jeder einen vermeintlichen Schwerverbrecher zum Onkel, der einem das Equipment stellt. Macht aber nichts, denn in der Muggelwelt des Heidelberger Unisports löst sich das Problem auf magische Art und Weise – Nicht-Zauberer können auch mit Plastikrohren aus dem Baumarkt Vorlieb nehmen. Also sprinten wir über den Rasenplatz und versuchen nicht vom Besen zu fallen; oder besser gesagt, den Besen nicht fallen zu lassen. Etwas verrückt ist es schon, aber mit mir sind einige Neugierige zum Training gekommen. „Meine Mitbewohner aus England haben mich dazu überredet es auszuprobieren“, sagt Jenny, „sie sind total begeistert“.

Mit 15 Teams in der International Quidditch Association ist England aktuell der absolute Vorreiter in Europa. Erfunden wurde das Muggel-Quidditch aber vor zehn Jahren in Vermont, USA, von Studenten des Middlebury Colleges. In den USA und Kanada wurde der Sport für Nicht-Zauberer zum Trend, 2007 gab es bereits den ersten Weltcup. In Europa brauchte die Entwicklung etwas länger. Doch mit Heidelberg zieht eine weitere deutsche Hochschule nach – die Heidelberger HellHounds haben sich diese Saison als Team des Unisports gegründet. Damit sind sie in Deutschland nicht allein: Der Deutsche Quidditch-Bund zählt aktuell vier offizielle Teams, eine Nationalmannschaft ist gerade im Aufbau.



Die Idee in Heidelberg entstand auf den Neckarwiesen. „Wir fanden die Vorstellung, Quidditch im echten Leben zu spielen, total verrückt und wollten es einfach mal ausprobieren“, erzählt Birte, die Mitbegründerin der HellHounds. „Dann haben wir gesehen, dass es schon Teams gibt. Um die Regeln zu lernen, waren wir dann bei der Mannschaft in Darmstadt – die spielen schon sehr professionell.“ Wir spielen noch nicht ganz so professionell, aber mit viel Elan. Alle knien auf dem Rasen, starren den Gegner an, die Augen suchen einen Gegenspieler. „Besen hoch“ brüllt jemand und zahlreiche Studentenbeine und Besenstile rasen los. Die Mischung aus Brennball und Völkerball, kombiniert mit der Attitüde des Rugby, braucht bei mir noch etwas Übung. Mein Blick sucht einen Mitspieler, da rast schon jemand mit Besen auf mich zu – zack, vom Besen gefallen. Aber zum Glück nur eine Schramme im Gesicht. „Quidditch ist ein Sport mit Vollkontakt, wie beim Rugby“ sagt Alexander und hilft mir auf die Füße. „Wenn du den Besen fallen lässt oder ohne ihn läufst, musst du zu deinen Torringen zurück rennen und sie berühren – erst dann kannst du wieder spielen.“ Die Torringe meiner Mannschaft sind Hulla-Hoop Reifen und stehen im hinteren Drittel des recht-eckigen Spielfelds; sie sind das Ziel der Gegner. Jedes Team hat sieben Spieler: Einen Torwart, auch „keeper“ genannt, der die Ringe „sauber“ halten soll. Die drei Jäger („chaser“) rennen über das Spielfeld und versuchen mit dem Quaffel (einem weniger aufgeblasenen Volleyball) Tore zu erzielen. Behindert werden sie dabei von den zwei Treibern („beater“) des anderen Teams, die sie mit Klatschern (Völkerbälle) vom Besen holen sollen. Und dann gibt es da noch den goldenen Schnatz – eigentlich ein kleiner goldener Ball mit Flügeln. In der Uni-Welt handelt es sich um eine Person in gelber Kleidung. Um die Hüften hat sie eine Socke gebunden, in der sich ein kleiner Ball befindet. Ein Sucher („seeker“) aus jedem Team jagt den Schnatz und den Ball, denn es winken 30 Punkte. Um das zu verhindern, kann der Schnatz einiges unternehmen: Rad fahren, tackeln oder zur Not eine Wasserpistole benutzen. Wird er aber gefangen, ist das Spiel beendet.



Fotos: dfc

Auch ohne Schnatz wäre ich wahrscheinlich schon auf der Krankenstation bei Madame Pomfrey, um meine Gliedmaßen richten zu lassen.

Nach einer halben Stunde Spiel schnaufen wir alle ganz schön, es regnet und den ersten überdehnten Muskel gibt es auch. Trotzdem muss man weder Leistungssportler noch Harry-Potter -Freak sein, um Quidditch zu spielen. „Es ist eine coole Teamsportart und macht einfach richtig Spaß“, sagt Birte. Schade nur, dass man nicht wirklich fliegen kann. **(lau)**

Das Training im Uni-Sport findet immer donnerstags von 17.30 bis 19.00 Uhr auf dem Rasenbolzplatz im INF 720 statt.

ruprecht vermisst Freund

Sie tun es „für den freien Journalismus“: Die studentischen Redakteure des Magazins *unimut* wollen unbefangen über Hochschulpolitik schreiben und dabei all dem Raum geben, was die etablierten Medien unbedacht lassen. Hier ist man entschieden unbequem.

Das ist natürlich großartig. Im letzten Semester war es aber in erster Linie, nun, unauffindbar. „What if we Don’t Want to Keep Calm“ hieß es noch im Juni 2014 auf dem Titel des vorläufig letzten *unimuts*. Etwas ironisch, denn ruhig ist es dann doch recht schnell geworden. Dabei gab es genug Lärm im Vorfeld: Von Rektoratsseite aus wurde dem studentischen Magazin verboten, den Namen der Universität in der URL ihrer Internetpräsenz zu führen, die sich bislang mit /uni-heidelberg/ den Auftakt gab. Der Grund: Der *unimut* sei mehr Mut als Uni und lasse damit an einer institutionellen Verbindung zur Ruperto Carola fehlen. Die Lösung: Eine Vernunftehe mit dem Germanistischen Seminar wurde geschlossen, die Adresse erfolgreich verteidigt – wir ziehen, die Spitzfindigkeit in der Not lobend, den Hut.

Auch sonst versteht sich der *unimut*-Redakteur als unangepasst, berichtet über den StuRa, den Nahost-Konflikt und die Ausschweifungen des Rektorats. Das alles mit Ausrufezeichen in der Mitte.

Ein Semster lang hat es nun schon daran gefehlt. Die Nachricht der Wiederaufnahme redaktioneller Regungen hat zumindest uns ganz aufmerksam die Köpfe heben lassen. Wieso? Mag man nicht erwarten, dass der *ruprecht* nicht auch sein Monopol der Worte genossen hat? Man kann versichern: Er wird sich in den Mensen vor allem ein wenig einsam gefühlt haben. So ohne Gegensprache, ohne zweite Perspektive und etwas mutlos. Zugegeben: Um Heidelberg, das Städtchen, das sich brav an die bewaldeten Hügel des Odenwaldes schmiegt, journalistisch zu erfassen, braucht es sicher nicht mehr als ein Organ. Vielleicht ist es aber auch gerade die Provinz, die zu einer alternativen Perspektive ruft. Ob man sich erst an die Häuslichkeit des Palais Boisserée gewöhnen musste oder ob das Rektorat sich einfach zu gut betragen hat – was auch immer den Unmut der Zeitschrift befriedet hat, in der nächsten Woche schon soll der so provokativ nach unten gesackte i-Punkt das Frage- wieder zum Ausrufezeichen straffen. Wir freuen uns sehnsüchtig auf ein Wiedersehen vor den Mensen. **(hmi)**

Erasmus mit Fahrrad und Freibier

Internationale Studenten finden bei AEGEE Heidelberg schnell Anschluss. Für das kommende Jahr planen die Mitglieder einen Studentenball

AEGEE oder auch „Association des Etats Généraux des Etudiants de l’Europe“ ist Europas größter interdisziplinärer Studentenverband. Die Heidelberger Gruppe trifft sich dienstags um 20 Uhr im zweiten Obergeschoss des Marstallcafés.

„AEGEE Heidelberg ist eine gute Gelegenheit für Internationale Studenten, um Anschluss zu finden und neue Leute kennenzulernen“, erklärt der Präsident Robert Brunel. Die Anwesenden bestehen größtenteils aus Heimkehrern, also ehemaligen Erasmus-Studenten. Es darf aber jeder daran teilnehmen und mitwirken, der Lust und Zeit hat. Zusammen planen und organisieren sie unter anderem gemeinsame Trips nach Frankfurt, Partys im Reichsapfel oder Tagesausflüge ans Schwetzinger Schloss. Die Sitzungen werden abwechselnd entweder in Deutsch oder in Englisch abgehalten, damit auch jeder alles verstehen und mitreden kann.



Foto: dhe

Pinguin Friedrich ist das Maskottchen der AEGEE und immer mit dabei.

Der erste Teil der Sitzung besteht daraus, die vergangenen Wochen Revue passieren zu lassen, dann werden zukünftige Projekte vorgestellt und anschließend wird in Kleingruppen darüber diskutiert.

Gerade jetzt wird über eine Kooperation mit einer Studentenverbindung diskutiert, die – wie sie sagen – „gerne Bier trinken und keine besondere politische Ausrichtung haben“. Es wird darüber nachgedacht, einen Europatag im Verbindungshaus mit Freibier für Erasmus-Studenten zu organisieren, natürlich mit der Unterstützung der AEGEE. Das ist keine leichte Entscheidung.

Nach der Sitzung treffen sich die Mitglieder noch im Reichsapfel zu einem gemütlichen Beisammensitzen. Abgesehen von der Dienstagabend-Sitzung bietet AEGEE Heidelberg auch das Sprachcafé und den Fahrradverleih an. Für das Sprachcafé trifft man sich jeden zweiten Mittwoch um 20 Uhr im Lesecafé. Dort kann man sich in lockerer Atmosphäre in kleineren Gruppen zusammensetzen, nette Leute aus aller Welt kennenlernen, seine Fremdsprachenkenntnisse verbessern und nebenbei viel Interessantes über andere Länder und Kulturen erfahren.

Der Fahrradverleih ist für alle Austauschstudenten in Heidelberg, die kein Fahrrad besitzen. AEGEE Heidelberg besitzt etwa 25 Fahrräder, die für 30 Euro pro Semester an internationale Studenten verliehen werden können.

Außerdem plant die Heidelberger Gruppe für das kommende Jahr einen großen und natürlich auch internationalen Studentenball, zu dem 450 Besucher erwartet werden. **(dhe)**

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* kleine Arbeitsgruppen
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Maßgeschneiderte Nachhilfe

Vier ehemalige Studenten aus Heidelberg und Mannheim haben die Online-Nachhilfebörse „study bees“ ins Leben gerufen. Ziel ist es, Tutoren und Nachhilfestudenten zu vermitteln



Foto: Privat

Die vier Jungunternehmer Johannes, Alexandra, Julia und Fabian (v.l.n.r.) haben die erste Nachhilfebörse speziell für Studenten gegründet. Auch in Heidelberg kann man „study bees“ nutzen

An deutschen Universitäten steigt die Zahl der Studenten seit Jahren rapide an. Mit der zunehmenden Zahl an Studenten nimmt auch die Zahl derjenigen zu, die in einzelnen Kursen den Anschluss verlieren. Damit auch diese gut vorbereitet ihre Klausuren antreten, haben sich vier Studenten aus Heidelberg und Mannheim etwas einfallen lassen: Sie gründeten die Nachhilfevermittlung „study bees“. Das Ziel des Start-up Unternehmens ist es, Nachhilfestudenten und Tutoren aneinander zu vermitteln.

Einer der Gründer, Fabian Klein, hat an der Universität Heidelberg studiert und dabei festgestellt, „dass es für Schüler sehr viele Nachhilfe-Angeboten gibt, Nachhilfe für Studenten ist dagegen überhaupt nicht etabliert“. Das sei erstaunlich, „gerade wenn man bedenkt, dass jeder vierte Schüler in Deutschland Nachhilfe in Anspruch nimmt und es im Studium nicht gerade leichter wird.“

Immer mehr Schüler wählen nach dem Abitur den Weg an die Universität. Was manche als „Bildungsinflation“ verstehen, löst bei vielen Studenten aber auch die Sorge aus, mit ihren Noten nicht mehr konkurrenzfähig zu sein. Während der Schulzeit ist es dann ganz normal, Nachhilfe in Anspruch zu nehmen. Im Studium gehört das allerdings nicht mehr so selbstverständlich dazu.

„Study bees“ möchte das ändern und stellt sich deshalb auch auf die Bedürfnisse der Studenten ein. Denn die brauchen eben nicht mehr einfach Hilfe in Chemie, sondern zum Beispiel in „Organische Chemie für Mediziner“. Daher geben die potentiellen Tutoren bei „study bees“ genau an, welche Fächer sie besucht haben und können so nicht nur mit ihrem Fachwissen, sondern vielleicht auch mit Altklausuren und speziellen Kenntnissen zum Dozenten aufwarten. Außerdem setzen sie den Preis fest, den eine Stunde Nachhilfe bei ihnen kostet. Bei den meisten liegt er zwischen 10 und 20 Euro.

Wer Nachhilfe haben möchte, kann nach Tutoren suchen und findet mit etwas Glück jemanden, der das gesuchte Fach anbietet. Bei einem Blick auf das derzeitige Angebot fällt aber auf, dass sich das Projekt wohl vor allem an Natur- und Wirtschaftswissenschaftler richtet, bei geisteswissenschaftlichen Kursen gibt es bisher deutlich weniger Auswahl. Das ist wohl auch dem etwas anderen Aufbau dieser Studienfächer geschuldet – bei Hausarbeiten und Referaten hilft Nachhilfe eher nicht weiter. Als nächstes versendet man über die Homepage eine Anfrage an den Tutor und verabredet sich zu einer ersten Nachhilfestunde. Der Stundenlohn dieses ersten Treffens geht dann an „study bees“, was Fabian Klein als Vermittlungspauschale versteht. Ab dann können sich Tutor und Schüler unabhängig von der Plattform verabreden. Falls man nach dem ersten Kennenlernen unzufrieden war, gibt es sogar eine „Geld zurück“-Garantie.

Das Projekt ist vielversprechend: Das sieht auch SAP so, das dem Unternehmen Büroräume in ihrem Gründerzentrum, der innoWerft, zur Verfügung stellt. Auch aufgrund dieser Unterstützung konnte „study bees“ in diesem Jahr expandieren. Nachdem ihre Dienste zunächst nur an fünf Hochschulen angeboten wurden, sind es jetzt bereits 25 Universitäten. Dass das Konzept aufgeht, bestätigt auch Martin. Der Heidelberger Physikstudent hat bei „study bees“ bereits Nachhilfe gegeben und war zufrieden. Das Portal hält er für sehr benutzerfreundlich und die Vermittlung hat schnell geklappt: Schon wenige Wochen nach seiner Anmeldung wurden ihm drei Nachhilfestudenten vermittelt Auch Sabrina ist von dem Konzept begeistert: „Ich habe Nachhilfe in Chemie bekommen, weil ich echt gar nichts konnte. Dank meines Tutors konnte ich die Klausur trotzdem bestehen“. Gerade bei Vorlesungen, bei denen schnell viel Stoff abgehandelt wird, kann der Einzelunterricht die zusätzliche Investition wert sein.

Bisher können sich Fabian Klein und sein Team noch nicht durch „study bees“ finanzieren, doch sie zeigen sich zuversichtlich, dass sich ihr Start-up bald selber tragen kann. Bisher ist der Zuspruch zwar zu erkennen, aber verhalten. Während es bei Juristen sehr üblich ist, vor dem Staatsexamen ein teures Repetitorium zu besuchen, ist es in anderen Fächern noch ungewohnt, Nachhilfe in Anspruch zu nehmen. Vielleicht wird sich das ja mithilfe von „study bees“ ändern. **(jtf)**

Dialog über bessere Lehre

Buntes Sofa schafft Raum für Gespräche in der VWL

„Studiere ich VWL oder Neoklassik?“ Mit dieser Frage, auf die viele Studierende der Wirtschaftswissenschaften die Antwort längst kennen, warb der AK Real World Economics für seine Diskussionsrunde „Buntes Sofa“ mit Studierenden und VWL-Professoren. Anlässlich des globalen Aktionstags für Pluralismus in der Volkswirtschaftslehre schuf der Arbeitskreis eine Plattform zum offenen Austausch über den Zustand von Forschung und Lehre in der Volkswirtschaftslehre. Die zentrale Kritik des



Foto: sgi

Arbeitskreises richtet sich gegen die fehlende Methoden- und Theorienvielfalt im Studium.

Die Gesprächsrunde sollte Studierenden erlauben, auf Augenhöhe mit Professoren zu diskutieren. Wer sich dadurch erhoffte, mit kritischen Fragen die Professoren zum Nachdenken anzuregen, wurde enttäuscht. Jegliche Argumentation der Studierenden stieß häufig auf Unverständnis. Nur selten wurden die Professoren selbstkritisch. „Ich gebe ja zu, dass wir wenig verteilungspolitische Maßnahmen im Studium behandeln“, konstatierte Zeno Enders. Nachvollziehbare Erklärungen blieben die Professoren den Studierenden trotzdem schuldig. Deutlich wurde dies in der Diskussion um Umweltökonomik. Das Argument der Studierenden, Natur und Nachhaltigkeit werde in der Forschung ausgeblendet, stieß bei Timo Goeschl, Inhaber des Lehrstuhls für Umweltökonomik, auf Irritation. „Seit Umweltökonomik gemacht wird, interessieren sich Ökonomen für intergenerative Gerechtigkeit“, so Goeschl. Umweltökonomik ziele mit einer Bestimmung der sogenannten optimalen Verschmutzung sehr wohl auf die Umweltproblematik und Nachhaltigkeitsforschung ab. Dabei richteten sich die Fragen der Studierenden eindeutig auf ein nicht-wirtschaftliches Verständnis von Natur. „Manche Dinge sind einfach nicht quantifizierbar“, erklärte Dominic, VWL-Student im 4. Semester.

Trotz der enttäuschenden Reaktion vieler Professoren verfolgt der Arbeitskreis weiter seine Ziele. Neben einer Vortragsreihe mit namhaften Gastrednern, stellt er jedes Semester einen „Studienkompass“ zur Verfügung, der auf universitätsweite interdisziplinäre Lehrveranstaltungen hinweist. **(sgi)**

Weniger psychische Störungen

Unerwartetes Studienergebnis: Im Vergleich zu 1994 ist die Zahl von Studierenden mit psychischen Problemen spürbar zurückgegangen

Eine Studie an der Universität Heidelberg, die sich mit den psychischen Problemen von Medizin- und PsychologiestudentInnen befasst, kam zu einem überraschenden Ergebnis. Beim Vergleich von psychischen Belastungen Studierender im Jahre 2012 mit gleicher Methodik wie 1994 stellten die Wissenschaftler einen Rückgang fest. Unter der Leitung von Rainer Holm-Hadulla wurde die psychische Situation der Studierenden mithilfe zweier standardisierter Fragebögen ermittelt. Schätzten sich 1994 von insgesamt 344 Studierenden beider Fächer noch 22 Prozent als klinisch beeinträchtigt ein, so waren es 2012 bei 293 Befragten nur noch 16 Prozent.

Das würde bedeuten, dass in den letzten zwanzig Jahren ein signifikanter Rückgang von psychischen Störungen stattgefunden hat. Insofern widerspricht das Ergebnis populären Meinungen und Konsultationszahlen von Studierendenwerken: Isabella Albert, Vorstandsmitglied des Freien Zusammenschlusses von StudentInnenschaften e.V. (FZS), erklärt anlässlich der kürzlich publizierten Studierenden-Survey der Universität Konstanz: „Nach Zahlen des Deutschen Studentenwerkes hat sich der Bedarf an psychologischer Beratung bei Studierenden von 2003 bis 2012 mehr als verdoppelt.“

Auch Holm-Hadulla, leitender Arzt der Psychosozialen Beratungsstelle des Heidelberger Studierendenwerks, betont, dass die Ergebnisse weiter wissenschaftlich abgesichert werden müssten. Eine abschließende Erklärung für diese Veränderung hat er aber bislang noch nicht. „Ich glaube, der Rückgang der psychischen Störungen liegt daran, dass die Studien- und Lebensbedingungen heutzutage besser sind. Gutes Essen, Sport und anderes“, so Holm-Hadulla in einem Interview.

Den Einwand, dass doch gerade durch den Bologna-Prozess und die Einführung des Bachelor/Master-Systems das Studium stressiger und belastender geworden sei, weist er zurück. Für viele Studierende sei „die stärkere Strukturierung des Studiums ein Segen.“ Die erhöhten Konsultationszahlen an psychosozialen Beratungsstellen führt er auf ein besseres Bewusstsein für psychische Belastungen zurück. Diese würden, so Holm-Hadulla, nun früher und besser erkannt und behandelt, dabei gelegentlich aber zu schnell diagnostiziert. **(dmh)**



In Gesellschaft von Keimlingen

Das „Collegium Academicum“ wohnt etwas anders. Elf Studierende ziehen in ihrer Wohnung Lauch und andere Pläne groß

Am Ende der Plöck liegt das selbstverwaltete Wohnheim, in dessen Hof in einem Beet eine Buddhastatue neben Tüten mit leeren Bierbüchsen steht. Mit der eher bürgerlich anmutenden Altstadt-Treppe folgt man auch einer Foto-Ausstellung mit Motiven aus Taiwan nach oben zu den drei Wohnungen: gemütlich, gemütlicher und – oh Gott, man möchte sofort einziehen. Dieses Glück beschert das selbstverwaltete Wohnheim des „Collegium Academicum“ Studierenden bereits seit 1985. Der Verein gründete sich als Nachfolger des legendären selbstverwalteten Wohnheims im heutigen Carolinum – seinerzeit Epizentrum studentischer Lebensfreude. Über der Spüle der heutigen WG verkündet ein Schild, das Erklimmen des Geschirrbergs sei verboten. Auf der Fensterbank keimen Lauchknollen in Gläsern vor sich hin. Hier lebt sie wohl immer noch, die archetypische Studierendenschaft – kritisch, kreativ im Denken und in der Küche etwas unordentlich – von denen ein Bewohner später sagen wird, es sei schade, dass diese gar keinen gesellschaftlichen Einfluss mehr habe.



Eigentlich müsste gerade diese WG solche Aussagen nicht auf sich sitzen lassen. Nicht nur sind die Aktivitäten der Bewohner eine nahezu komplette Liste der ökologischen, politischen, intellektuellen Initiativen in Heidelberg, auch von zuhause werden jede Menge Projekte gestartet: kleinere und größere Ausstellungen, Vorträge und Konzerte etwa. „Wenn du neue Ideen hast, irgendetwas ausprobieren möchtest, gibt es hier immer jemanden, der mitzieht“, verkündet Franzi. Neben ihr meint Johanna: „In meiner vorherigen WG habe ich mich mit den Leuten auch total gut verstanden, aber das Politische hat mir dort echt gefehlt.“ Die Tatsache, dass jeder etwas anderes studiere, bereichere die zahlreichen Diskussionen enorm. Auch während unseres Gespräches herrscht nicht immer Einigkeit, auch nicht darüber, was dem Haus am Zusammenleben besonders wichtig ist. „Doch, da haben wir teilweise sehr unterschiedliche Positionen!“, sagt Maggie energisch zu einem ihrer Mitbewohner. Eine Zweck-WG, in der die hitzigste Diskussion über das vernachlässigte Putzen der Wohnung geführt wird, ist dies nicht, das wird schnell klar. Man will miteinander leben, nicht nebeneinander. Zwar lebe man damit vielleicht in einer Blase, ihren Partys gibt die Gemeinschaft dafür aber eine selbstbewusste 9,5 von 10.



Fotos: jop

Geschichten, die nicht im *ruprecht* erscheinen sollen, handeln übrigens unter anderem von Geistern, Parolen und einem vollen Eimer Wasser.

Das jüngste Baby des „Collegium Academicum“ soll mal ziemlich groß werden: Geplant wird zur Zeit die Einrichtung eines Wohnheims für 200 Studierende auf der Fläche der Patton Barracks. Dort sollen nicht nur mehr selbst verwalteter Wohnraum, sondern auch Ateliers, Grünflächen, ein Reparatur-Café und Veranstaltungsräume entstehen. Die Engagierten hoffen, damit neuen Freiraum in die Heidelberger Enge zu schaufeln, von dem es ihnen im Moment noch zu wenig gibt. Das Projekt prägt auch das Zusammenleben in der Plöck. Einmal die Woche versammelt man sich, bei schönem Wetter im Hof, und diskutiert die Fortschritte des Plans. Wird außergewöhnliches Engagement da zum Imperativ? Wer zu den Treffen nicht erscheint, müsse zwar eigentlich den Bio-Mülleimer putzen, tatsächlich gemacht habe das aber noch nie jemand. **(hnb)**



WG gesucht

Ob draufgängerische Kommune oder Gemeinschaft von Bundfaltenfans– nirgendwo gedeiht das studentische Leben prächtiger als in den Biosphären von WGs.
Der *ruprecht* wird für die nächsten Ausgaben bei Heidelberger Wohngemeinschaften klingeln. Kennt ihr außergewöhnliche, spannende oder besonders urige WGs oder seid gar selbst Teil von einer?
Dann schreibt uns: post@ruprecht.de

Ein Stammtisch für den Feminismus

Purple Planet: Andockstation für alle, die sich für feministische Gesellschaftskritik interessieren, aber bisher „vereinzelt ihre Bahnen durchs All zogen“

Die Eine oder der Andere kennt es vielleicht: das nahe der touristisch geprägten Steingasse liegende Café Gegendruck. Die Suche nach besagtem Café ist nicht einfach, so unscheinbar liegt es zwischen den Wohnhäusern der Fischergasse versteckt. Aber ein offen stehendes Fenster, hinter dem ein großes, lila Banner mit der Aufschrift „Purple Planet – feministische Kneipe in Heidelberg“ prangt, zeigt dann doch, dass wir richtig sind. Denn die heutige Veranstaltung im Café Gegendruck wird veranstaltet vom Purple Planet. Gegründet wurde er vor einem Jahr und organisiert seitdem jeden letzten Freitag des Monats einen Vortrag oder Film zum Thema Feminismus mit anschließendem Kneipenabend. Die heutige Veranstaltung trägt den provokanten Titel „Männer in Not? Maskulinistische Antworten auf Privilegienverluste“. Zum Thema Maskulinismus hat die Rednerin des Abends Nina Burst-Bartels, selbst ehemalige Theologie-, Mathe- und Politikwissenschaftsstudentin, das Feature für den SWR2 erstellt.



Foto: mow

Durch einen normalen Hauseingang gelangen wir ins Café Gegendruck. Eine zusammengewürfelte Sofaecke, politische Flugblätter und Plakate überall an der Wänden, eine etwas deplatzierte Diskokugel, provisorische Lichtinstallationen an der Decke und eine hinter einer Bretterwand angelegte Küche, welche nach der Getränkekarte zu schließen die Bar darstellt, erzeugen zusammen ein stark links-politisches, alternatives Flair. Andere Veranstaltungen wie Antifa-Treffen, A-Kneipe der Libertären Gruppe und Vorträge zu Themen wie Tierrechtsbewegung verstärken diesen Eindruck.

Zurück zum heutigen Abend: Nach und nach füllt sich der Raum bis eine halbe Stunde nach dem offiziellen Beginn alle Plätze besetzt sind. Zuerst will Nina alles etwas „kreisiger“ machen, um Dialog und Diskussion zu fördern, was nach vielem Umherrücken zu einem etwas provisorischen Stuhlkreis führt.

Ein handschriftliches, schmuckloses Plakat stellt die Punkte des Abends vor: Von „Was sind Maskulinisten überhaupt“, über „Wo stehen Maskulinisten politisch“ bis zu „Wie agieren Maskulinisten“, verspricht der Vortrag eher wie die Definition einer komplett neuen politischen Subgruppe zu werden. Tatsächlich aber fängt alles mit den Erfahrungen der Besucher des heutigen Abends an. Nach einem ersten zögerlichen Beitrag erzählen fast alle Teilnehmer von meist unangenehmen, diskriminierenden Begegnungen mit Menschen, die sie für Maskulinisten halten. Nicht alle davon sind es laut Ninas Definition, was sich schon daher schwierig gestaltet, weil der Begriff Maskulinist nicht allgemein anerkannt ist.

Maskulinismus ist keine komplett neue Strömung, sondern eher ein Phänomen, das es seit der Entstehung des Feminismus gibt. Bisherige Kennzeichen war das Pochen auf die traditionelle Rollenverteilung der Geschlechter und die Kampfansage an den Feminismus. „Neu jedoch ist eine Opferideologie, die die Männer als Opfer einer von Frauen dominierten Welt sehe“, so Nina. In der Diskussion immer wieder angeführte Beispiele sind das aktuelle Scheidungsrecht, das Frauen öfter die gemeinsamen Kinder zuspricht.

Politisch ist der Maskulinismus nicht eindeutig zu verorten. Dennoch finden sich gehäuft Anknüpfungspunkte zum liberalen, konservativen, aber auch rechten Spektrum. Hinrich Rosenbruck, Sozialwissenschaftler an der Uni Marburg, der von Nina für das Feature interviewt wurde, zieht sogar strukturelle Parallelen zum Antisemitismus. In beiden Fällen werde ein übermächtiger Gegner konstruiert, gegen den keine Chance bestehe, obwohl man sich selbst als überlegene Gruppe fühle. Hauptplattform für die Verbreitung von maskulinistischen Gedankengut sei laut Nina das Internet. Ganze Hasstiraden finden sich in gut besuchten Blogs wie „Wieviel Gleichberechtigung verträgt Deutschland“ oder „Genderama“. Zwar sind Maskulinisten keine zentral organisierte Gruppe, sondern eher Einzelpersonen, die antifeministische Einstellungen vertreten. Trotzdem versuchen Einzelne auf konservative Medien, wie zum Beispiel auf die Zeitschrift *Focus*, Einfluss zu nehmen.

Nach einer lebhaften Diskussion schließt Nina ihren tatsächlich sehr dialogisch gehaltenen Vortrag mit dem etwas missionarischen Aufruf, auf die Gefahr, die vom Maskulinismus ausgeht, aufmerksam zu machen und Freunde mit ähnlich maskulinistischem Gedankengut vom Gegenteil zu überzeugen. **(mow)**

Schneller lesen – mit einer App?

Stiftung Warentest bewertete sie mit „Gut (2,1)“, zwei Wochen lang lag sie auf Platz 1 der Verkaufscharts in Deutschland und Österreich: die App „Schneller Lesen//Mehr behalten“ der Firma HekuIT, erhältlich für 2,99 Euro im Apple App Store und Google Play Store. Die Entwickler versprechen eine Steigerung der Lesegeschwindigkeit um durchschnittlich 143 Prozent. Besonders geeignet sei die App also für Menschen, die besonders viel lesen müssen: Führungskräfte, SekretärInnen und natürlich Studenten. Oder eben einfach alle, die sich beim Lesen leicht ablenken lassen oder wichtige Textstellen überlesen.

Die App arbeitet mit 18 kleinen Lese- und Gedächtnisspielen: Ungleiche Wortpaare finden, Buchstaben oder Zahlen suchen oder Buchstabendreher entdecken. Die Merkspiele der App sind so konzipiert, dass man sofort nach dem Sehen der Information diese eingeben muss – für längeres Merken muss man wohl weiterhin lernen. In regelmäßigen Abständen wird mithilfe des „WpM-Tests“ die aktuelle Lesegeschwindigkeit ermittelt. Ein durchschnittlicher Leser kommt Studien zufolge auf 100 bis 400 WpM (Wörter pro Minute), je nach Textlänge und –schwere. Besonders das Verständnis ist wichtig: im WpM-Test der App muss man nach dem Lesen einige inhaltliche Fragen beantworten. Doch auch wenn man in der Statistik der App Fortschritte macht, beim Lesen von mittelschwerer Fachliteratur merkt man davon dann nur wenig. Sehr langsamen Lesern, die sehr wenig lesen (müssen), mag diese App helfen, ihr Lesetempo zu verbessern. Studenten, die in begrenzter Zeit viel Fachliteratur lesen müssen, besitzen meist bereits ein Lesetempo, bei dem man trotz der App keinen nennenswerten Unterschied feststellen kann. **(vem)**



Heidelberger Notizen

Kindheit in Gefahr?
Haben Kinder einen Nachteil, wenn sie nicht von klein auf lernen, mit neuen Medien umzugehen? Dieser Frage widmet sich im Rahmen des RNZ-Forum die Veranstaltung „Die Lüge der Digitalen Bildung“ im DAI am 11. Juni ab 19.30 Uhr. Diskutiert werden unter Experten und später im Plenum die Probleme der möglichst frühzeitigen Einbindung von Medien in der Bildung – Pädagogen, die vor allem der Meinung sind, dass adäquater Umgang wichtiger ist als internationaler Wettbewerb, gegen die Industrie und Politiker, die befürchten, dass wir genau dort den Anschluss verlieren. **(dfc)**

Wohlfühlstadt?
Um zu erfahren, was die Bürger von ihrer Politik halten, hat die Stadt wieder eine Heidelberg-Studie in Auftrag gegeben. Mehr als eintausend Bürger wurden zu den Themen Kultur, Verkehr, Wohnungsmarkt und Bürgerbeteiligung befragt. Die Studie zeigt, dass auch nach der Wiederwahl des Bürgermeisters Würzner 68 Prozent der Befragten mit dessen Arbeit zufrieden sind. 32 Prozent widersprechen dem oder enthalten sich. Ein Viertel gibt an, dass es nicht genug Möglichkeiten gebe, sich an kommunalpolitischen Entscheidungen zu beteiligen. Hinsichtlich des kulturellen Angebots sind die meisten Befragten „sehr zufrieden“. Es spricht sich ein Drittel der Befragten für ein neues großes Kino aus, dessen Bau vor Kurzem in der Bahnstadt begonnen hat. Von der (erfolgreichen) Bewerbung Heidelbergs zur UNESCO-Literaturstadt wussten allerdings nur 25 Prozent. Die wichtigsten Probleme der Stadt sehen die Heidelberger, von denen sich 98 Prozent in ihrer Stadt „wohl fühlen“, in Verkehr und Miete in der Studentenstadt. **(mit)**

Hotel statt Wiese
Der Stadtteil Bergheim verliert ein Stück Grünfläche. Die Aktionen der Penta-Park-Initiative haben nicht verhindert, dass dem Marriott Hotel die Genehmigung erteilt wurde, seine Anlage zu erweitern. Der Penta-Park darf nun durch Außengastronomie, den Neubau in „moderner Architektursprache“ und teils private Grünflächen ersetzt werden. **(mit)**

Was wird aus der Stadthalle?
Der Gemeinderat sucht weiter nach einem geeigneten Standort für das neue Konferenzzentrum in Heidelberg. Mit großer Mehrheit wurde in der Sitzung des Gemeinderates gegen den Vorschlag der CDU und der Heidelberger, die Stadthalle als Option in Betracht zu ziehen, gestimmt. Damit ist deren Zukunft immer noch ungewiss. Weiter im Rennen sind etwa das Altklinikum in Bergheim oder das Universitätsbauamt. **(anj)**

Die ganze Ausgabe und viele weitere Artikel findet ihr auf ruprecht.de. Einfach den QR-Code mit dem Smartphone scannen und loslesen!

„Guten Morgen, Revoluzzer!“

Sie sind anonym, politisch und temperaturunempfindlich: Heidelberger setzen sich für Flüchtlinge hin

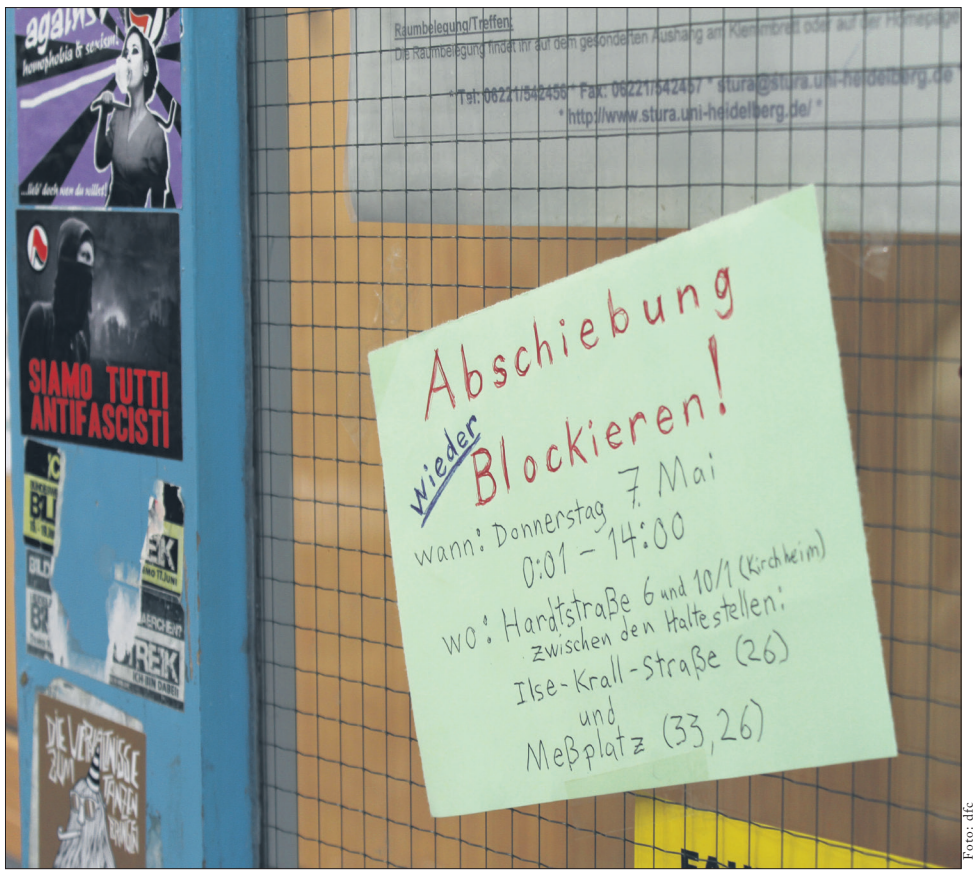


Foto: dfc

Die Blockade-Gruppe teilt sich konspirativ mit: ein Aushang an den Räumen des StuRa

Seit Anfang des Jahres blockiert regelmäßig eine Gruppe von Studierenden das Flüchtlingsheim an der Kirchheimer Hardtstraße. Immer nachts, immer, wenn sie von einer möglichen Abschiebung erfahren haben. Und das, obwohl sie „gar keine Gruppe sind“, so gibt ein Mitglied der Nicht-Gruppe zu verstehen. Dafür, dass sie gar nicht existiert, hat das – so kann man vorerst verbleiben – nicht-konstituierte lose Kollektiv recht viel Aufhebens gemacht: Schon mit vier Blockade-Aktionen hat es sich ins Heidelberger Gespräch gebracht. Man ist über einen intransparenten Verteiler vernetzt, trifft sich sogar zu Orga-Treffen nach Bedarf.

Die Positionen der einzelnen Mitglieder gehen durchaus auseinander, die eine postuliert ihre „generelle Ablehnung“ von Abschiebungen, dem anderen ist klar, dass man an dem System wahrscheinlich ohnehin wenig ändern könne; aber zugrunde liegt allen die Ansicht, dass das Asylverfahren in Deutschland nicht gerecht verläuft und Abschiebungen als Unrechtstaten des Staates idealerweise verhindert, zumindest aber überhaupt publik gemacht werden müssen. Man wolle eine breite Diskussion anregen und sich solidarisch zeigen. Ganz konkret mit circa 300 Flüchtlingen, die allein in der Hardtstraße untergebracht sind. In Heidelberg gibt es sonst noch im Pfaffengrund eine Unterbringung, die nach Angaben der Stadt circa 160 Menschen fasst und eine weitere Unterkunft in den Patton Baracks in Kirchheim. Jüngst wurde zudem beschlossen, dass im Henry-James-Village noch bis zum 30. April 2016 maximal 1000 Flüchtlinge übergangsweise Obdach finden sollen. Möchte man deren geographischer Herkunft nachgehen, findet man schnell ein Problem, das derzeit in der Politik seinen Austragungsort findet und der Blockade-Gruppe Anlass gibt, aktiv zu bleiben: Viele von denen, die aktuell in Heidelberg auf den Verbleib ihrer Asylbeschlüsse warten, kommen aus dem Kosovo, aus Mazedonien oder Serbien. Laut politischem Beschluss handelt es sich dabei um „sichere Herkunftsstaaten“, was die Dringlichkeit eines Antrags auf Asyl juristisch aufweicht.

Gegen die Haltung, die sich hinter diesem Beschluss zu verstehen gibt, will die Blockade-Gruppe angehen: „Kein Mensch kommt grundlos hierher“, resümiert eine Stimme der Aktivisten. Es gebe nicht den guten und den schlechten Flüchtling und eben deshalb stehe man nachts vor dem Flüchtlingsheim, in dem besonders viele Menschen untergebracht sind, die aus genau diesem Teil Europas kommen. Eine Abschiebung im Frühjahr hat man so verhindern können; und selbst wenn nicht jede Aktion zum Erfolg gebracht werden könne, so könne man Abschiebungen doch wenigstens teurer machen, bemerkt ein Gruppenmitglied nicht ohne Ironie. Die erklärt sich vor dem Hintergrund der jüngsten Aktion, die unter den Augen zahlreicher Polizisten ihren Lauf nahm: circa 40 Demonstranten hatten die Nacht vor dem Eingang der Einrichtung verbracht, am frühen Vormittag musste sich die Versammlung dann nach zweimaligem Platzverweis, der „Vermittlung“ zweier Krisen-Mediatoren und einer Ansage durch die Polizeidirektion auflösen. Später erklärte die Polizei, man habe zunächst die als spontane Versammlung klassifizierte Demonstration schützen wollen. „Das ist ja auch im Grundgesetz so verbürgt“, so Polizeipressesprecher Kranz. Nachdem aber der Hausmeister von der Gruppe an der Benutzung des Parkplatzes im Innenhof gehindert worden sei, habe man des Verdachts der Nötigung wegen dagegen vorgehen müssen. Unverständnis bei der Gruppe selbst: „Vielmehr fühle ich mich immer wieder genötigt, mir die Nacht um die Ohren zu schlagen“, wird der Vorwurf schlagfertig quittiert. Ruhestörer seien hier keine zu finden. Nachts rede man nur im Flüsterton miteinander, um die Bewohner der Heime nicht zu wecken. Das Einzige, was gestört werde, sei „die Ruhe und der Frieden des Abschiebesystems.“ Ein System, das vor allem nachts operiert und es „eingerichtet hat, dass es möglich ist, Leute ohne vorherigen Bescheid abzuschieben.“

Es wird auch in Zukunft Abschiebungen geben. Sie werden gesetzlich fundiert und juristisch einwandfrei sein. In Kirchheim stellen sich Menschen symbolisch und ganz physisch dagegen. Radikal finden sie das nicht. „Nachts in Kirchheim und anderswo mit Freund*innen rumzusitzen, die eigene Meinung zu vertreten und dabei Tee zu trinken, hat ja nichts mit radikal zu tun, sondern kratzt an der Oberfläche.“ Das sieht ein Bewohner der Unterbringung anders. Um fünf Uhr früh passiert er die Gruppe vor seiner ‚Wohnung‘: „Guten Morgen Revoluzzer-Junge!“, ruft er fröhlich und geht in seinen Heidelberger Morgen. **(hnb, hmi)**

Heidelberger Historie

Die verschonte Stadt

Im März 1945 nähern sich die Amerikaner Heidelberg. Sie fordern den Abzug der Soldaten. Für die Verhandler beginnt ein Wettlauf mit der Zeit


Foto: wikimedia commons/ Unknown member of 101st Cavalry

Am Abend des 29. März sprengen die Nazis die Alte Brücke

Sechs Mann ziehen in dieser Märznacht auf der mondbeschienenen Landstraße Richtung Heidelberg, mitten durch das Niemandsland zwischen den Fronten; Sechs Mann mit einer Nachricht, von der das Schicksal der Stadt abhängen wird. Bis zum Morgen muss sie überbracht werden. Nicht viel Zeit, um eine Stadt zu retten.

Es ist der März 1945, und Hitlers Reich kollabiert an allen Fronten. Im Westen sind schon Anfang des Monats die Amerikaner über den Rhein gestoßen. Sie sind von Norden vorgerückt, haben zugleich den Neckar überquert und Heidelberg eingeschlossen. In der Stadt herrscht völliges Chaos: Heidelberg ist ein einziges Lazarett, überfüllt mit Verwundeten. Von einigen Störfeuern und Bombenabwürfen (etwa auf den Zoo) abgesehen, ist Heidelberg bisher verschont worden. Die Amerikaner wollen die Stadt am Neckar zu ihrem Stützpunkt machen. Neben romantischer Begeisterung dürfte auch die Geografie ausschlaggebend sein: Heidelbergs Lage im Neckartal macht eine Bombardierung schwierig. Doch am Gründonnerstag, den 29. März, richten sich die Amerikaner per Telegramm an die Stadt: Die gerade eingetroffenen Soldaten sollen bis zum Abend die Stadt verlassen, andernfalls werde sie zerstört. Oberbürgermeister Neinhaus nimmt über eine private Leitung (die Telefonverbindung der Postämter funktioniert nicht mehr) Kontakt zu ihnen auf. Vereinbart wird ein Treffen mit einer Delegation auf der Landstraße nach Dossenheim.

Es ist nicht Neinhaus‘ einziges Problem: Ein Pionierführer der Wehrmacht hat die Sprengung sämtlicher Brücken befohlen. Bereits am Vortag wurde die Hindenburgbrücke gesprengt (die Hauptversorgungsroute der Chirurgie), nun sollen die Friedrichsbrücke und die Alte Brücke gesprengt werden.

Während Neinhaus zum Divisionsstab fährt, um über das Schicksal der Alten Brücke zu verhandelt, brechen die Parlamentäre mit Verspätung auf: Achelis, Leiter der medizinischen Fakultät, zwei Oberstärzte, Leutnant Brüggemann und ein Priester als Dolmetscher. Auch ein Fahrer ist dabei. Im amerikanischen Divisionsquartier verhandeln die Männer über die kampflose Übergabe der Stadt. Ein Trick soll es möglich machen, den Führerbefehl von der Verteidigung bis zuletzt zu umgehen: Um die Lazarette werden demilitarisierte Schutzzonen errichtet, die sich überschneiden – und so die gesamte Innenstadt abdecken.

„Sollte morgen nur ein amerikanischer Soldat erschossen werden“, machen die Verhandlungspartner klar, „so werden wir eure Stadt erbarmungslos vernichten.“

Die Parlamentäre kehren zurück. Plötzlich aber geraten sie unter deutsches Feuer. Die Amerikaner, die sie bereits hinter den Linien wähnen, feuern zurück. Mehrere Männer werden verletzt, kämpfen sich aber weiter. Als sie den Neckar erreichen, erwartet sie eine böse Überraschung. Während Neinhaus noch verhandelte, haben die Pioniere bereits die Brücken gesprengt. Hastig brechen sie einen Bootsschuppen auf, nehmen zwei Boote, rudern über den Neckar. Doch bevor die Truppen abziehen können, brauchen sie noch genaue Pläne. Die finden sich im Rathaus – und das ist abgeschlossen. Durch die Wohnung des Hausmeisters gelangen sie schließlich doch ins Innere. Die Division kann abziehen.

In den Morgenstunden des Karfreitag rudern die ersten GIs auf Booten über den Neckar. Am Nachmittag folgen von Mannheim aus Panzerverbände. Aus den Häusern hängen weiße Fahnen. Die Amerikaner halten ihr Versprechen – die Stadt wird geschont. Und zum Sitz ihres Hauptquartiers. **(mab)**

Hallo 02

Die Halle ist wieder da. Wie lange noch?



Foto: halle02

Gewachst, gedopt, poliert und nagelneu: Der Club der halle02 erstrahlt in bisher ungekanntem Glanz

Ungewissheit – dieses Gefühl kennen die Macher der halle02 nur allzu gut. Jahrelang hangelte man sich von Mietvertrag zu Mietvertrag. Auch war zunächst unklar, ob sich die Stadt Heidelberg für eine Sanierung der Güterhallen entscheiden würde, die ihr seit 2011 gehören. Ende 2012 kam endlich das Ja zum Umbau, im Sommer 2013 erhielten die Betreiber einen langfristigen Mietvertrag über zehn Jahre: Die Bauarbeiten konnten beginnen.

Vor Kurzem aber wurde bekannt, dass sich die Halle mit starken Liquiditätsproblemen konfrontiert sieht, wenn nicht der Kulturzuschuss für 2016 vorgezogen wird. Jetzt liegt es an der Stadtverwaltung, über die Zukunft des Kult-Klubs zu entscheiden.

Bereits die Sanierungsphase gestaltete sich alles andere als einfach, schließlich erfolgte sie bei laufendem Betrieb. Ein Brand am Dach des ehemaligen Zollamtes blieb zwar ohne große Folgen, dennoch verzögerten sich die Baumaßnahmen. Mit der Fertigstellung des Umbaus wird im Spätsommer gerechnet. Trotzdem eröffneten die Betreiber Ende März ihre neue alte halle02. Grund genug zu fragen: Was ist fertig und was noch nicht?

Ortstermin. Felix Grädler, Geschäftsführer der Halle, führt durch die Räumlichkeiten. Im Foyer befindet sich die Garderobe – nüchtern, zweckmäßig, passend zum robusten Charme der Güterhallen. Rechts liegt der große Saal mit zwei Bars und Platz für bis zu 1200 Personen. Nach links geht es in den Club, das Herzstück der neuen Halle. Zahlreiche Sitzgelegenheiten verleihen dem Club Loungecharakter. Das brandneue Funktion-One Soundsystem sorgt für eine brillante Akustik, während die LED-Lichtanlage und die Videowand visuell Akzente setzen.

Will die Halle nun plötzlich mit Klubs in Weltstädten wie Berlin oder New York mithalten? „Nein", versichert Grädler. „Uns geht es vielmehr darum, dem Publikum beste Klangqualität zu liefern und damit Künstler auf uns aufmerksam zu machen." In Zeiten, in denen Musik nicht gekauft, sondern gestreamt wird, seien DJs, Bands und Musiker finanziell auf Konzerte und Auftritte angewiesen. Da sie aber die gleiche Gage bekämen, „egal, ob in Frankfurt, Stuttgart oder Göppingen", sei es wichtig, dass man insbesondere etablierten Künstlern „on top" etwas biete. So ist die erhöhte Bühne im Saal mit der neuesten Technik und absenkbaren Trägern für die Beleuchtung ausgestattet. Im noch unfertigen Backstagebereich wird es zudem eine Küche nur für die Musiker und Künstler geben. Spätestens jetzt ist klar: Hier hat man sich Gedanken gemacht, um den Kreativen beste Bedingungen für ihre Kunst zu schaffen. Die Baugerüste an der Außenfassade bezeugen hingegen, dass noch längst nicht alles fertig ist. In den kommenden Wochen und Monaten sollen der „Kiosk im Zollhofgarten" sowie ein Restaurant im vordersten Teil der Güterhallen folgen.

Man merkt sofort, dass die Halle ihrem eigenen Anspruch gerecht werden will, mehr zu sein als nur ein Klub mit kommerziellem Programm. Sie experimentiert mit ständig neuen Veranstaltungsformaten – beste Beispiele sind die elektronische Reihe „Heart Beats" oder „Neon" –, bietet Newcomern und Musikern aus der Region eine Plattform und möchte sich daneben als soziokulturelles Zentrum der Bahnstadt etablieren.

Das ist auch ganz im Sinne der Stadtverwaltung, die 4,5 Millionen Euro in die Sanierung der Güterhallen investiert hat. Das Geld fließt in die Wärmedämmung, Energieeffizienz- und Lärmschutzmaßnahmen. Die Betreiber selbst brachten 2,7 Millionen Euro auf, um das Interieur nach ihren Vorstellungen zu gestalten und die Räume mit modernster Bühnen-, Licht- und Tontechnik aufzurüsten.

Gegenwind schlägt der halle02 nun wegen 75 000 Euro entgegen. Das ist der Zuschuss, den sie von der Stadt für ihren Kulturauftrag erhält. Dass sich die Umsätze durch die Verzögerung der Bauarbeiten jedoch nahezu halbieren würden, war nicht vorherzusehen. Als Lösung haben die Betreiber beantragt, den Zuschuss für 2016 vorzuziehen, um nicht in die Insolvenz zu geraten. Sofort ätzten die Kritiker: „Was hat die halle02 mit Kultur zu tun?" Mit diesem Vorwurf muss sich Felix Grädler wieder einmal auseinandersetzen. Er schüttelt den Kopf: „Natürlich finden in der Halle auch kommerzielle Veranstaltungen statt, wie die 90er Party oder Firmenevents. Mit diesen Erlösen subventionieren wir dann aber beispielsweise Auftritte junger Bands und DJs oder Kooperationsveranstaltungen mit dem DAI und dem Heideberger Frühling." Ob es mit der Halle überhaupt weitergeht, darüber hat indes die Stadtverwaltung zu entscheiden.

Rathaus Heidelberg am Mittwoch, 29. April, 18:45 Uhr: In wenigen Momenten stimmen die Stadträte über Tagesordnungspunkt 18 „Kulturhalle Bahnstadt: Erhöhung des institutionellen Zuschusses in 2015 um einmalig 75 000 Euro auf insgesamt 150 000 Euro" ab. Missmanagement wird den Betreibern vorgeworfen, das Kulturkonzept der Halle scheint nicht alle Stadträte zu überzeugen.

Überhaupt herrscht Uneinigkeit in der Frage, was unter Kultur zu verstehen sei. Letztlich räumt die Stadt ihre Mitverantwortung am finanziellen Engpass ein. Nach halbstündiger Debatte fällt die Entscheidung: 13 Ja-Stimmen, keine Gegenstimmen, 4 Enthaltungen. Die halle02 ist gerettet. Fürs Erste.

Mit diesem Beschluss ist jedoch auch klar, dass man 2016 ohne zusätzliche Mittel auskommen muss. Zudem beschuldigen die Betreiber anderer Diskotheken die Halle der Wettbewerbsverzerrung. Dunkle Wolken am Horizont – schon wieder. Doch daran haben sich Grädler und sein Team mittlerweile gewöhnt. Jetzt kommt erst mal der Sommer. **(ane)**

Im falschen Film

Das Karlstorkino wehrt sich gegen die Umzugspläne des Karlstorbahnhofs und droht mit Abspaltung

Schon bevor eine Entscheidung zum Verbleib des Karlstorbahnhofs gefallen ist, entbrennt bereits der erste Streit. Der Großteil der Mitglieder des Vereins „Medienforum" des Karlstorkinos, welches unabhängig vom Karlstorbahnhof Untermieter ist, strebt den Erhalt des Kinos am jetzigen Standort an.

Im wahrscheinlichen Falle eines Umzugs des Karlstorbahnhofes würden sich Kino und Kulturhaus also abspalten. Jo-Hannes Bauer, Erster Vorsitzender des Vereins, verteidigt diesen Schritt: „Was nicht zusammen gehört, kann auch nicht abgespalten werden. Wir sind nur Untermieter und haben ganz andere Strukturen und Aktivitäten."

Dem widerspricht Tobias Breier, Pressesprecher des Karlstorbahnhofs energisch. „Bis jetzt haben wir sehr erfolgreich kooperiert, wie beispielsweise beim Queer-Festival, bei dem sich die Veranstaltungen toll ergänzen. Wir hätten das Kino daher gerne auch im neuen Karlstorbahnhof dabei." Er vermutet, dass die Initative zum Erhalt des Kinos am jetzigen Standort vor allem von Mitgliedern ausgehe, die in der Altstadt wohnen und den weiten Weg auf die Konversionsflächen nicht auf sich nehmen wollen.

Tatsächlich bestreitet das Bauer noch nicht einmal. Doch daneben erwartet er, dass man 30 Prozent des Publikums an einem neuen Standort verlieren würde. „Gerade Studenten, die in der Altstadt wohnen, haben doch keine Lust für einen Kinofilm bis in die Südstadt zu fahren", erklärt er.

Ob das Karlstorkino überhaupt im jetzigen Gebäude bleiben kann, ist indes mehr als fraglich. Der Stadt als Eigentümer würde nach dem Auszug des Kulturhauses die Verantwortung für die Nutzung der Räumlichkeiten obliegen. Im Rathaus gibt es für diese Situation zwar noch keinen offiziellen Plan, aber Breier könnte sich vorstellen, dass die Stadtverwaltung die Räume für die eigenen Büros nutzen möchte.

Auch Jo-Hannes Bauer bestätigt, dass das Karlstorkino auf diese Entscheidung wohl wenig Einfluss haben wird. Er hofft hingegen auf eine neue kulturelle Institution – das Literaturhaus. Dieses wird seit Jahren von vielen Bürgern gefordert und hat mit der Aufnahme Heidelbergs in den Kreis der Unesco-Literaturstädte nochmals einen merklichen Antrieb erhalten. „Eine Verbindung mit dem Literaturhaus würde gut passen und wäre sicherlich eine Bereicherung für die Stadt", ist sich Bauer sicher.

Da aus dem Umfeld des Literaturhaus-Freundeskreises jedoch Skepsis gegenüber einem Standort im „alten" Karlstorbahnhof zu vernehmen ist, zeigt sich Bauer sogar offen für ein anderes Gebäude innerhalb der Altstadt – nur auf die Konversionsflächen möchte man nicht. Es scheint, als ob eine zwanzigjährige Zusammenarbeit im Streit zu Ende gehen könnte. **(fha)**

Nie mehr radlos

VRN startet öffentliches Verleihsystem – ein Selbstversuch

Mit VRNnextbike gibt es seit dem 28. März nun auch in Heidelberg – sowie in Mannheim und Ludwigshafen – ein öffentliches Fahrradvermietsystem, das über die Stadt verteilt an 21 Stationen 200 Fahrräder bereitstellt.



Foto: nextbike

Ein Service-Dienst sorgt täglich für die gleichmäßige Verteilung der Räder

Interessiert am Ablauf, mache ich den Versuch. Bei der Registrierung, für die 9 Euro Startguthaben auf mein Benutzerkonto geladen werden müssen, wird meine Kreditkarte nicht akzeptiert, sodass ich auf das Lastschriftverfahren ausweiche. In der Regel nimmt das bis zur Freischaltung einige Tag in Anspruch, aber glücklicherweise kann mich eine nextbike-Mitarbeiterin per Telefon schon einmal für eine Fahrt freischalten. Ich lade mir die App herunter und gehe zum Hauptbahnhof. Dort gebe ich die Nummer eines Fahrrads in mein Handy ein, bestätige die Ausleihe. Es macht klick und das Rad ist frei. Die App, die sehr übersichtlich ist, nennt mir außerdem den Zahlencode für das dazugehörige Schloss, das das Rad bei etwaigen Zwischenstopps sichert.

Per Schnellverschluss stelle ich den Sattel ein, spanne meine Tasche auf den Gepäckträger und mache mich auf in Richtung Altstadt. Das stabile Rad läuft ruhig und federt Schlaglöcher angenehm ab. Es ist vorschriftsgemäß mit Licht, Klingel und zwei Bremsen ausgestattet. Die 7-Gang-Nabenschaltung reagiert verlässlich und erleichtert Überholmanöver in der Plöck und den Anstieg zur UB. Nach einem kurzen Härtetest auf dem Kopfsteinpflaster – den es mit Bravour besteht – schiebe ich das Rad in einen freien Ständer am Universitätsplatz. Das Aufleuchten eines grünen Lichts bestätigt schließlich die Rückgabe. Sollte einmal kein Ständer mehr frei sein, wird das Rad einfach mit dem zugehörigen Schloss neben der Station abgeschlossen und die Rückgabe per App oder Hotline bestätigt. Auch für Personen ohne Handy ist das Ganze ohne Weiteres möglich, da die Registrierung auch vom Festnetz aus getätigt und die Ausleihe über die Stelen an den Stationen gesteuert werden kann.

Fazit: Hochwertiges Fahrrad und leichte Bedienung. Auf Dauer lohnt sich immer noch das eigene Rad, aber für Gelegenheitsfahrer ist das VRN-nextbike eine ideale Schönwetteralternative zu Bus und Bahn. **(ams)**

Tarife

Pro angefangene halbe Stunde liegt der Normalpreis bei 1 Euro, bei einem Tageshöchstsatz von 9 Euro. Für Studenten mit Semesterticket interessant: Mit dem vergünstigten RadCard-Tarif können diese für 29 Euro im Jahr jeweils die erste halbe Stunde frei fahren, danach kostet es 50 Cent pro halbe Stunde. Der StuRa hat allerdings angekündigt, sich in Zukunft für bessere Konditionen einzusetzen. Weitere Infos unter vrnnextbike.de

Stadt der toten Buchläden

Heidelberg verliert eine der letzten unabhängigen Buchhandlungen: Himmelheber in der Theaterstraße schließt am 30. Juni



Nach 23 Jahren sind die Tage der Buchhandlung Himmelheber gezählt. Die Veränderungen im Einzelhandel machen auch vor dem Laden in der Theaterstraße nicht halt. „Wir wussten, worauf wir uns einließen, aber dass so wenig übrigbleibt, hätten wir nicht gedacht“, sagt Christine Dreesen, die zusammen mit Conni Bahmann den Laden führt.

1991 wurde die ehemalige Frauenbuchhandlung von Susanne Himmelheber übernommen. Frau Dreesen und Frau Bahmann, die zuvor 20 und 17 Jahre lang bei Himmelheber angestellt waren, sind seit 2012 Geschäftsinhaberinnen. Seitdem sei die Situation konstant schlechter geworden, da immer weniger Kunden kamen. Schließlich fassten sie den Entschluss, die Buchhandlung zu schließen: „Zu zeitintensiv, zu wenig Gewinn.“

Das Geschäft lebte vor allem von langjährigen Stammkunden. Diese sind zu einem großen Teil älter, mit der Buchhandlung „mitgealtert“. Zum Publikum gehören zwar auch junge Leute, jedoch „verbinden Studenten den Bücherkauf nicht mehr unbedingt mit dem Betreten einer Buchhandlung“, gibt Frau Bahmann ihren Eindruck wieder.

Recherchiert man im Online-Katalog der Universitätsbibliothek „Heidi“, erscheint beim ausgewählten Buch direkt ein Link zu Amazon.de. Doch die Bestellung im Internet ist bei Büchern für den Kunden nur ein „scheinbarer Vorteil“, wie Frau Dreesen erklärt. Die Buchpreisbindung darf auch Amazon nicht umgehen, die Kunden sparen somit kein Geld. Schneller geht es auch nicht: Bestellt man ein Buch in der Buchhandlung, ist es meist am nächsten Tag da. Viele Kunden wüssten das schlicht und ergreifend nicht, „die sind dann ganz verwundert, wie schnell das geht“, so Dreesen.

Die jüngste Heidelberg-Studie berichtet, dass 52 Prozent der befragten Heidelberger ihre Bücher meistens in lokalen Buchhandlungen kaufen. Nur 19 Prozent kaufen laut der Studie Bücher im Internet, was ein erstaunlich niedriger Wert ist.

Aktuell gibt es in Heidelberg 29 Buchhandlungen, darunter sind zehn Filialen von Ketten und sieben Antiquariate. Pro 10000 Einwohner sind das mehr Buchläden als in Berlin, der deutschen Stadt mit den meisten Buchhandlungen.

Erst im vergangenen Jahr wurde Heidelberg in das „UNESCO Creative Cities Netzwerk“ aufgenommen, indem es den Titel „City of Literature“ erhielt. Und dennoch muss ein alteingesessener Laden wie die Buchhandlung Himmelheber schließen, wie auch andere Buchhandlungen in den vergangenen Jahren.

Leanders Leseladen schloss sich 2014 mit der Kette Schmitt & Hahn zusammen, ebenso Libresso in der Brückenstraße. Die Buchhandlung Ziehank am Uniplatz wurde schon 2005 von Lehmanns, ebenfalls eine Kette, übernommen. Schließen musste vor einigen Jahren auch die 1593 gegründete Weiss’sche Buchhandlung.

Trotz des stolzen Titels „City of Literature“ haben es demnach autonome Buchhandlungen auch in Heidelberg zunehmend schwerer. Noch elf an der Zahl – Antiquariate ausgenommen – werden es nach dem 30. Juni sein.

Die Buchhandlung Himmelheber war Ort zahlreicher Veranstaltungen. Die „BücherFrauen Rhein-Neckar“ hielten hier ihre Treffen ab, ebenso der „Friedensratschlag“ der AG Friedensforschung. Lesungen und Kunstausstellungen fanden ebenfalls regelmäßig statt. Bis zum 20. Juni ist in der Buchhandlung noch eine Ausstellung des Malers Heinz Niggl zu sehen.

Ob sie es bereuen, den Laden übernommen zu haben? Nein, sagt Frau Bahmann. „Wir hätten es mehr bereut, es nicht versucht zu haben.“ Christine Dreesen wird weiterhin in der Jury für den Kinder- und Jugendliteraturpreis sitzen und ihrer Tätigkeit als Literaturpädagogin nachgehen. Zu zweit werden beide im Reisebuchladen in der Kettengasse arbeiten.

Der Ausverkauf in der Buchhandlung Himmelheber beginnt am 2. Juni. Wie die Räumlichkeiten nach der Schließung genutzt werden, steht noch nicht fest. **(jol)**



Fotos: jol

Christine Dreesen und Conni Bahmann in der Buchhandlung Himmelheber

Ausgeschenkt

Sympathisch simpel

Die Handschuhsheimer Züchterklause wirbt mit preiswerten Getränken und echter Hausmannskost, doch sie bietet viel mehr. Ein Besuch im Kleintierparadies

„Ehrlich währt am längsten“, lautet ein wohlbekanntes Sprichwort. So gesehen müssten der Handschuhsheimer Züchterklause noch etliche Jahre zustehen, denn wie kaum eine andere Kneipe präsentiert man sich hier seit jeher unaufgeregt und volksnah. Schon fast 70 Jahre lockt die Gartenwirtschaft am Rande der Handschuhsheimer Gemüsefelder Ausflügler und vor allem ein Althandschuhsheimer Klientel an. Doch trotz langer Historie und Bierpreisen, bei denen selbst der studentenfreundliche Marstallhof nicht mithalten kann, scheint die Gaststätte außerhalb des nördlichsten Heidelberger Stadtteils kaum bekannt zu sein. Höchste Zeit also, einen Blick auf ein Stück Handschuhsheimer Seele zu werfen.

Das Highlight der Züchterklause ist unzweifelhaft der Außenbereich, wo wir im lauen Frühlingsabend den Sonnenuntergang und ein erstes Bier genießen. Während die Atmosphäre in vergleichbaren Lokalen am Neckar oder der Altstadt von lärmenden Menschenhorden und Fahrzeugen gestört wird, muss man hier nur die Geräuschkulisse einiger Kröten und Grillen aus dem benachbarten Kroddeweiher ertragen. Überhaupt sieht, hört und riecht man eine Vielzahl von Tieren. Neben den Pferden der nahen Reitanlage und den Stechmücken, die Besuchern beim Abendessen auf die Pelle rücken, liegt das vor allem an den Ställen und Gehegen des Kleintierzuchtvereins Handschuhsheim C 74.

Ohne den 1931 gegründeten Verein ist die Züchterklause nicht zu verstehen, fungiert sie doch schon immer als Vereinsheim und Ort des Stammtisches. „Die Züchterklause ist aber ein offizielle Gaststätte, die dem Verein eine Pacht zahlt“, betont Kellner Markus – das Du wird einem hier bereits bei der Bestellung aufgenötigt. Er berichtet, dass an gleicher Stelle eine alte Ziegelei stand, bevor es die Gaststätte gab. Da das „neue“ Gebäude dann auf Ziegelsplittern erbaut wurde, hat sich das Fundament



Foto: fha

Vor allem bei Sonnenschein wird die Züchterklause zum Kurz-Urlaub-Erlebnis

über die Jahre teilweise um 20 Zentimeter abgesenkt, was beim Besucher ein leichtes Trunkenheitsgefühl erzeugt und den Weg zur Toilette zu einer beinharten Trekkingtour macht. Insgesamt fällt der Innenraum im Vergleich zur Außenfläche deutlich ab. Die Einrichtung ist bestenfalls rustikal und unterkühlt. Letzteres sind leider auch die Bratkartoffeln und Pommes, die wir zu unserem zweiten Bier bestellt haben. Die günstigen Preise machen das durchschnittliche Essen jedoch wieder wett. Spätestens als Markus uns das dritte Bier bringt und über die Geheimnisse des Züchterhandwerks zu referieren beginnt, sind wir besänftigt.

„Genetisch ist ein Kaninchen einem Elefanten näher verwandt als einem Hasen“, beginnt Markus seinen Vortrag. Doch da grätscht ihm auch schon Gerhard vom Stammtisch dazwischen. Er ist bereits seit 1986 Züchter und sprudelt förmlich vor Fachwissen. „Alla, d’ Makus is zwa a Mitglied, aba nur passiv – nur als aktiver Züchta weß mer Bscheed“, erklärt uns Gerhard in tiefster Kurpfälzer Mundart. Er kennt alle Finessen, hat mit seinen Rassekaninchen schon an Bezirksschauen teilgenommen und ist täglich bei den Tieren. Auch wenn ihm die Lage der Ställe gefällt, liegt doch ein Schatten über dem Idyll. „Im letzten Jahr hat mir der Fuchs fast den kompletten Vogelnachwuchs genommen“, berichtet Gerhard und seine Gesichtszüge verdunkeln sich merklich. Doch dann zeigt er uns das große Kaninchenzüchterhandbuch von 1991 – immerhin knapp 500 Seiten – und beginnt wieder eifrig zu erzählen. Wir bestellen das vierte Bier.

Am Ende kennen wir den Unterschied zwischen dem Weißen Wiener und dem Weißen Angora (Fell und Augenfarbe natürlich!), sind gut gesättigt und haben tolle Bekanntschaften gemacht. Neben den alteingesessenen Handschuhsheimern verirrt sich ab und zu auch mal jüngeres Publikum in den Wiesenweg 30. So wie vor einigen Monaten die Hobby-Kneipen-Kritiker des Löffelmeters. Ihr Urteil fiel knapp und schlicht aus: „Der Ehrlichste seiner Art …“ **(fha)**

Preisliste

Palmbräu Flaschenbier 0,5l	2,20 €
Apfelwein 0,4l	2,30 €
Korn und Obstler 2cl	1,40 €
Wurstsalat mit Pommes	6,90 €
Flammkuchen	5,80 €

Handschuhsheim
Wiesenweg 30

Öffnungszeiten:
Täglich 10 - 22 Uhr

Warten auf die Mietpreisbremse

Die Mietpreisbremse ist beschlossene Sache: am 1. Juni wird sie offiziell in Kraft treten. Bei Neuvermietungen soll die Miete in ausgewiesenen Gebieten dann nur noch maximal 10 Prozent über der ortsüblichen Vergleichsmiete liegen. Zudem gilt mit dem neuen Gesetz das Bestellerprinzip für die Bezahlung eines Maklers – wer ihn bestellt, muss auch bezahlen.

Ob die Mietpreisbremse in Heidelberg zur Anwendung kommt, steht noch nicht endgültig fest. „Wir gehen davon aus, dass Heidelberg zu der ‚Gebietskulisse‘ für die Mietpreisbremse gehören wird“, bestätigt Lothar Binding, SPD Bundestagsabgeordneter und Vorsitzender des Heidelberger Mietervereins. Heidelberg gehört schließlich schon zu den Kandidaten für die sogenannte Kappungsgrenze. Der Gesetzentwurf von 2013 bestimmt Gebiete, in denen die Miete nicht mehr als 15 Prozent in drei Jahren ansteigen darf. Neben Heidelberg stehen 45 weitere Städte auf der Liste des Landes; unter anderem Dossenheim und Eppelheim. Wann genau das Gesetz in Kraft tritt, werde jedoch noch ermittelt, teilte das Ministerium für Wirtschaft- und Finanzen Baden-Württemberg auf Anfrage mit.

Ein Entwurf für die Umsetzung der Mietpreisbremse in Baden-Württemberg liegt aktuell nicht vor. Wie die Stadt Heidelberg gegenüber unserer Zeitung bestätigte, habe man noch keine Anfrage der Landesregierung erhalten. Generell begrüße man die Mietpreisbremse als Instrument, um die Mieten zu regulieren. Inwieweit die neuen Regelungen die Lage auf dem Wohnungsmarkt beeinflussen werden, lässt sich aktuell jedoch noch nicht einschätzen. **(lau)**



Foto: mow

Was wissen wir noch nicht? Wir fragen Heidelberger Forscher nach den großen, ungelösten Problemen der Wissenschaft. Teil 3 der Serie

Matthias Bartelmann
Astrophysik

Auf fast 85 Prozent der Materie, aus der die Strukturen unseres Universums bestehen, können wir allein aufgrund ihrer Schwerkraft schließen. Sie wechselwirkt nicht mit Licht und wird daher „dunkle Materie“ genannt. Hinweise auf sie gibt es überall im Universum: Galaxien wie



unsere Milchstraße oder ganze Galaxienhaufen flögen wegen der hohen Geschwindigkeiten ihrer Bestandteile auseinander, wenn sie nicht durch die Schwerkraft der dunklen Materie zusammengehalten würden. Sie lenkt Licht aus seiner geraden Bahn

Wir wissen nicht, woraus dunkle Materie besteht

ab, sodass sich die dunkle Materie dadurch verrät, dass sie Bilder weit entfernter Objekte verzerrt wie eine ungenaue Linse oder geriffeltes Glas. So können wir nicht nur die Menge dunkler Materie in vielen Objekten bestimmen, sondern auch ihre Verteilung. Trotzdem wissen wir nicht, woraus diese dunkle Materie bestehen könnte. Wenn sie aus Elementarteilchen besteht, müssen diese von einer bisher unbekannten Art sein. Aus der Teilchenphysik gibt es jedoch keine Hinweise auf geeignete Teilchen, ganz zu schweigen davon, dass sie schon im Labor erzeugt worden wären. Die Vermutung, dass die Schwerkraft im Universum anders wirken könnte als im Sonnensystem, trägt nicht weit, weil ein entsprechend verändertes Gravitationsgesetz bekannte Phänomene nicht erklären kann.

Die dunkle Materie stellt uns eine dringende, ungelöste Frage, die nur durch Teilchenphysik, Astrophysik und Kosmologie gemeinsam beantwortet werden kann.

Petra Schling
Biochemie

Für mich ein gutes Beispiel für ein ungelöstes Problem in der Biochemie: Warum macht Schokolade glücklich? Wir wissen, dass Glückshormone in der Schokolade sind – aber die schaffen es nicht bis in unser Gehirn. Ist es der Zucker, der über Insulin den Vorläufermolekülen für Glücksboten den Weg in das Gehirn ebnet? Aber warum werden wir dann schon glücklich, wenn wir die Schokolade nur sehen und riechen?

Die Herausforderung der Biochemie in der Medizin ist meiner Meinung nach vor allem die Komplexität eines ganzen Menschen. Auch wenn zum Beispiel die chemischen Reaktionen, die zum Fettaufbau führen, bei allen Menschen gleich ablaufen, werden manche Menschen immer dicker, und andere bleiben ihr Leben lang schlank. Was sind also die Stellschrauben, die erstere regelmäßig das



eine Stück Schokolade zu viel essen lassen? Wir haben die biochemischen Reaktionen des einen Stoffwechselwegs in der einen Zelle verstanden – aber ein Mensch besteht aus einem (noch?) unüberschaubaren Netzwerk an Reaktionen in einem genauso

Warum macht Schokolade glücklich?

überwältigenden Netzwerk an unterschiedlichen Zellen, die auch noch alle miteinander kommunizieren.

Mit jedem kleinen Detail, das in der Grundlagenforschung aufgeklärt wird, kommt ein neues Puzzlestück dazu – und manchmal gibt es den großen Aha-Effekt, wenn plötzlich viele einzelne Puzzlestücke zusammenpassen.

Ich freue mich schon auf neue Schokoladen-Puzzleteile!

Anette Frank
Computerlinguistik

Betrachten wir Computerlinguistik von ihrer anwendungsorientierten Seite als Language Technology, mag sie wie eine Ingenieurswissenschaft wirken, die verbleibende Herausforderungen für Suche im WWW (siehe Google), automatische Übersetzung (Google Translate) oder Spracherkennung (Siri) allein durch verbesserte Lernverfahren und wachsende Datenmengen zu lösen vermag.



Fotos: privat

Ungelöste Fragen sehe ich in der Forschung zum Sprachverstehen, dem Natural Language Understanding – dem Bereich der Computerlinguistik, in dem wir die Bedeutung von Sprache analysieren. Hierzu gehört auch, Inhalte „zwischen den Zeilen“ zu erschließen – so, wie Menschen dies unbewusst tun. Wenn „Leo seinen Chef informiert, dass er die Lieferung rechtzeitig zugestellt hat“ können wir schließen, dass Leo als Nicht-Selbständiger und (vermutlich) im Transportwesen arbeitet. Letzteres wäre weniger plausibel, wenn „er die Lieferung bekommen hat“.

Heute können wir Bedeutung durch Frequenzanalysen in großen Sprachkorpora erschließen: welche Wörter gleichbedeutend sind (erahnen und vermuten), ob sie positive oder negative Bewertung ausdrücken (anspruchsvoll vs. kompliziert) und welche Bedeutungen sie annehmen können (Operation als militärische Aktion vs. medizinischer Eingriff).

Dennoch stellt sich die Frage, ob Sprachverarbeitungsmodelle die Qualität menschlichen Sprachverstehens erreichen können, wenn das Material, aus denen die Modelle induziert werden, auf sprachliche Eingaben, zumeist Texte, beschränkt ist.

Dem Menschen stehen für das Erlernen von Sprache weitere Informationsquellen zur Verfügung, die wesentlich zu dieser Lernaufgabe beitragen: der Situationskontext und damit ziel- oder aufgabenorientierte Information, die Sprache in einen pragmatischen Sinnzusammenhang setzt. Zur Lernbefähigung gehört die existentielle Lernbegierde des Menschen, der aus intentionalem Antrieb über Sprache Informationen zu erschließen und Ziele zu erreichen versucht. Diese Komponente fehlt den Lernalgorithmen, wenn das Lernen auf Texte beschränkt ist.

(jab, jas, mow)

Wir sind alle Sternenstaub

Eine UNICEF-Astronomie-Präsentation fand im Rahmen der interdisziplinären Vortragsreihe „Grenzüberschreitungen und Wendepunkte“ statt

Der Urknall als Ursprung des Lebens, Galaxien, Sternbilder, Kometen, schwarze Löcher und viele andere Begriffe schwirrten am Abend des 7. Mais durch den Hörsaal 14 der Neuen Universität. Wo sich noch Stunden zuvor Studenten der Geisteswissenschaften versammelt hatten, drehte sich plötzlich alles um eine Disziplin der Naturwissenschaften: der Astronomie. „UNICEF-Astronomie-Präsentation“, so lautete der Titel der Veranstaltung, die im Rahmen der Interdisziplinären Vortragsreihe Heidelberg, IVR, stattfand. In Zusammenarbeit mit der UNICEF-Hochschulgruppe der Universität Heidelberg führte der Referent Ladislaus Ludescher in einer virtuellen Reise durch unser Universum. Kurzfilme und viel Bildmaterial gestalteten den Vortrag kurzweilig und unterhaltsam. Die große Faszination, die das Weltall und die Frage, ob sich irgendwo in seinen Weiten anderes Leben befindet, schon seit ewiger Zeit im Menschen auslöst hat, wird auf teils nachdenkliche, teils humorvolle Art beleuchtet. So sorgte die Darstellung verschiedenster Star Wars-Fanartikel, von Bieröffnern in Form von Raumschiffen bis hin zu grünen Yoda-Babymützen, für einige Lacher im Publikum.

„Den Besuchern neue Impulse geben und durch den interdisziplinären Zugang den Horizont erweitern“, so beschreibt Ladislaus Ludescher das Ziel der Interdisziplinären Vortragsreihe Heidelberg. Unterschiedlichste Teilbereiche der Wissenschaft werden gestreift, wenn Referenten aller Fachrichtungen ihre Ergebnisse präsentieren. Die Titel der kommenden Vorträge lassen die Vielfalt erahnen. Von „Krieg oder Krise? Die Messung von Konfliktintensitäten“ , präsentiert von Jasper Linke vom Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung, über „Potter stinkt! Zur Konzeption sprachlicher Unhöflichkeiten in J. K. Rowlings Harry-Potter-Romanen“, bis hin zu „Barack Obama – Vom Superhelden zur Lame Duck.“ Bei den Vortragenden handelt es sich zu einem Großteil um Jungwissenschaftler, die sich intensiv mit dem jeweiligen Thema auseinandergesetzt haben, beispielsweise in Form ihrer Dissertation. Die anvisierte Zielgruppe sind dabei nicht nur (zukünftige) Akademiker. Der Anspruch der Vortragsreihe ist, es „einem breiten öffentlichen Publikum neue Forschungsergebnisse mit höchstem wissenschaftlichem Anspruch allgemeinverständlich und leicht nachvollziehbar vorzustellen“, so Ludescher. Es gilt, den Elfenbeinturm zu verlassen. Die Vorträge finden während des aktuellen Sommersemesters jeden Donnerstag um 19 Uhr in der Neuen Uni, im Hörsaal 14 statt. **(das)**



Stücke vom Wissenschaftskuchen

Heidelberger Studenten betreiben den Podcast „Science Pie“

Das Gespräch führte Simon Koenigsdorff



Foto: SciencePie

Annika und Dennis, die Gründer von „Science Pie“, bei der Tonaufnahme für ihren neuesten Podcast

Sie entführen den Hörer mit ihren Stimmen in die faszinierende Welt der Wissenschaft: Annika Brockschmidt (22) und Dennis Schulz (25) betreiben seit letztem Jahr den Audio-Podcast „Science Pie“ (www.sciencepie.org), in dem sie Themen aus der Physik, Geschichte und Literatur kurz und verständlich vorstellen. Beide studieren in Heidelberg Physik beziehungsweise Geschichte und Germanistik. Inzwischen erreichen sie regelmäßig mehrere Tausend Menschen – nicht zuletzt, weil „Science Pie“ international angelegt ist: Jede Episode gibt es sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch.

„Science Pie“ klingt nach einem Namen, hinter dem eine Geschichte steckt. Wie seid ihr darauf gekommen?

Annika: Wir haben ewig hin- und her überlegt, hatten auch mal einen anderen Namen, aber der jetzige Name ist ziemlich spontan entstanden. Das Nette daran ist das Wortspiel mit dem „Pie“, also mit der Zahl Pi und dem Kuchen. Es sollte deutlich werden, dass es etwas mit Wissenschaft zu tun hat, und außerdem mag ich runde Dinge im Logo [*lacht*]. Im Nachhinein ist uns dann aufgefallen, dass das metaphorisch auch gut dazu passt, da wir quasi in unseren Podcasts Stücke aus dem Kuchen der Wissenschaft herausschneiden.

Habt ihr vor „Science Pie“ schon Podcasts gemacht?

Dennis: Nein, selbst gemacht nicht. Ich habe irgendwann in einem Urlaub angefangen, Podcasts zu hören, und das hat letztlich zu einer zweijährigen „Sucht“ geführt. Und dann habe ich irgendwann Annika da mit reingezogen. Die Idee kam also aus der Kombination davon, dass wir beide Podcasts wirklich innig lieben und dass ich ein relativ gutes Mikrofon zu Hause hatte, das ich noch nie wirklich benutzt hatte. Und dann haben wir das mal ausprobiert – wir sind ja ein guter Mix. Denn wenn ich etwas über Physik schreibe, dann kann Annika sagen, welche Teile sie versteht und welche nicht, und genauso im umgekehrten Fall.

Annika: Es erleichtert es, mit unvoreingenommenen Augen auf seine Themen zu schauen. Und wir wollten unbedingt etwas machen, was Natur- und Geisteswissenschaften kombiniert, weil es so etwas in der Form noch nicht gab.

Dennis: Wir wollen im Grunde sagen: Alles ist interessant, wenn man es nur lange genug anschaut.

Wie sieht der Entstehungsprozess für eure Podcasts aus?

Dennis: Jemand hat eine Idee und erzählt sie dem anderen begeistert. Wenn sie gut ist, schreibt derjenige ein Skript, mit ganz klassischer Recherche: Wir suchen uns Bücher und andere Informationsquellen zusammen. Für die letzte Folge über Zeitreisen zum Beispiel habe ich auch viel mit Freunden diskutiert. Danach liest der jeweils andere das Skript. Wir sind beide strenge Korrektoren und ziemlich kritisch.

Annika: Manchmal haben wir ein Skript auch fünf Mal überarbeitet.

Dennis: Dann wird der Text eingesprochen und man sucht sich die passende Musik aus. Danach muss das Ganze noch fertig produziert und geschnitten werden.

Annika: Zum Beispiel müssen noch Klick- und Schluckgeräusche herausgeschnitten werden und lauter Sachen, an die man vorher gar nicht denken würde. Wenn wir uns beeilen, dauert das alles etwa einen Monat. Das liegt auch daran, das wir zweisprachig produzieren, die Übersetzung braucht nochmal Zeit. Wir haben uns das Ziel gesetzt, dass ungefähr jeden Monat eine Folge von etwa 15 Minuten kommen soll.

Ihr habt gerade die Zweisprachigkeit erwähnt - wieso produziert ihr eure Podcasts auf Deutsch und auf Englisch?

Dennis: Wir wollen Leute erreichen. Und es gibt eben die englische Podcast-Szene – in England und den USA blühen Podcasts gerade unfassbar auf. Deswegen wollen wir auch englische Episoden anbieten.

Annika: Im englischsprachigen Raum ist das Publikum größer. Da sind Leute, die uns beraten können, auch unsere Vorbilder kommen von dort. Deshalb haben wir das einfach zweisprachig probiert und es war schön zu merken, dass so etwas auch in Deutschland gehört wird, nicht nur von unseren Freunden und Bekannten.

Wie fällt das Feedback bisher aus?

Annika: Feedback haben wir schon einiges bekommen. Ich habe eigentlich mit sehr viel weniger gerechnet, aber es haben sich doch einige Leute gemeldet. Da kamen einige E-Mails rein, die uns sehr bestärkt haben in dem, was wir so machen.

Könnt ihr ungefähr sagen, wie groß euer Publikum bis jetzt ist?

Dennis: Wir schätzen ungefähr 3000 bis 10 000 Hörer. Die meisten hören uns auf Deutsch, aber auch einige auf Englisch.

Habt ihr euch schon mal überlegt, euren Podcast auch in Videoform zu produzieren?

Dennis: Also ich habe dazu eine klare Meinung: Ich finde, ein Podcast ist ein viel besseres Medium für Wissenschaft, als ein Video. Wissenschaft wird cool durch das Aufeinanderschichten von Gedanken, das kleinschrittige Annähern an ein Thema. Das leistet ein Podcast viel besser, da man nicht einfach zum nächsten Clip klicken kann. Man kann ihn auch nebenher anhören und trotzdem den Gedankengang nachvollziehen. Die Begrenzung auf den Ton zwingt einen dazu, die Dinge wirklich Schritt für Schritt auch für Fachfremde zu erklären, während man bei Videos eher noch tricksen kann.

Was für Ziele habt ihr in Zukunft? Wollt ihr bei Podcasts bleiben oder zum Beispiel auch ins Radio?

Annika: Also ins Radio, da wären wir sofort dabei!

Dennis: Wir wollen uns erst mal einen Grundstock an Episoden schaffen, dass die Leute sich einen Eindruck von uns machen können, und dann ist auch Zeit dafür, Radiosender zu kontaktieren. Wir haben auf jeden Fall Bock, das in der Welt zu verteilen.

Leben unter der Lupe

Im Dialog: Zeitgenössische Kunst trifft auf Zellforschung. Eine Ausstellung im Universitätsmuseum

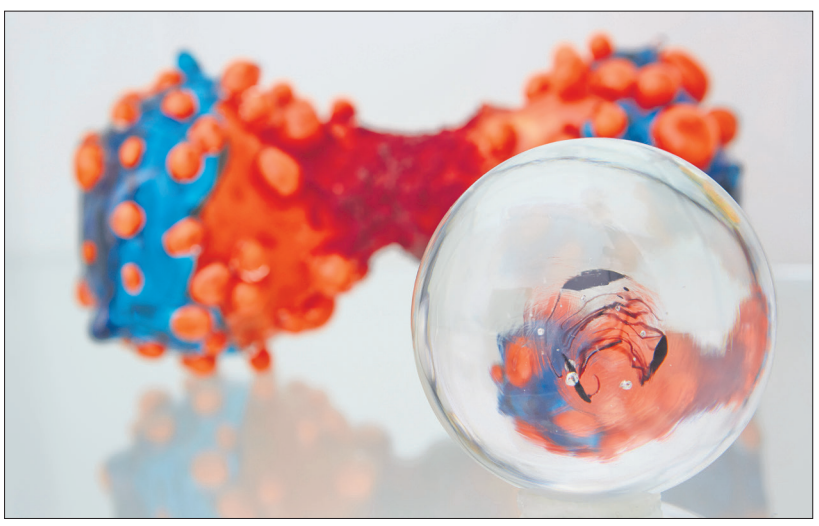
Mitose ist der Prozess der Zellteilung: Sie ist die Grundlage allen Lebens. Soviel dürfte den Meisten aus dem Biologieunterricht bekannt sein. Zunächst verdoppelt sich die DNA in einer Zelle, danach müssen zwei Zellen entstehen mit jeweils einem identischen DNA-Molekül. Das Kopieren und anschließende Trennen der Erbinformation sind die grundlegenden Mechanismen der Mitose. Komplett entschlüsselt sind sie jedoch nicht.

Dementsprechend hat das von der EU geförderte Forschungsprojekt „MitoSys“ ein umfassenderes Verständnis der Zellteilung zum Ziel. Untersucht wird die Funktion von Genen und Proteinen, die Mitose erst möglich machen. Mit dabei ist auch eine Gruppe am Heidelberger European Molecular Biology Laboratory unter Leitung von Jan Ellenberg. Im Rahmen des Projekts ist die Ausstellung „Lens on Life“ entstanden. Sie wirft einen künstlerischen Blick auf die molekulare Welt. Vier Molekularbiologen, die jeweils auf einem Spezialgebiet der Mitose (und Meiose) forschen, haben dafür mit einem Künstler bzw. Künstlerduo zusammengearbeitet. Dabei sind schnell Ähnlichkeiten zwischen naturwisschaftlichen und künstlerischen Arbeitsprozessen aufgefallen: „Der Künstler erschafft ein Kunstwerk. Als Forscher erschafft man nichts im engeren Sinne, man entdeckt aber etwas. In beiden Fällen ist der Prozess an sich ein äußerst schöpferischer“, sagt Jan-Michael Peters, Direktor des Wiener Forschungsinstituts für Molekulare Pathologie.



Fotos: EMBL Fotolab/Marietta Schupp

Basierend auf Gesprächen mit den Wissenschaftlern, haben die Künstler unterschiedliche Wege gefunden, Aspekte der Zellteilung darzustellen. Die Choreographin Shobana Jeyasingh hat zusammen mit Kim Nasmyth, der an der Universität in Oxford die Chromosom-Segeration in Mitose und Meiose untersucht, eine gemeinsame Methapher aufgespürt und die Dynamik und Instabilität der Mitose in einen Tanz übersetzt: *In Flagrante* zeigt die Verbindungen zwischen Mitose und fotografisch inszeniertem Tanz. Ihre Bleistiftzeichnungen haben Heather Ackroyd und Dan Harvey invertiert und zu einem Film mitotischer Formen animiert. Inspiriert dazu hat sie der Austausch mit Peters. Er möchte verstehen, wie genau Zellteilung funktioniert und wie die genetische Information von einer Generation zur nächsten übertragen wird. So ist es kein Zufall, dass die Künstler in ihrem Werk Wachstums- und Transformationsprozesse darstellen, die an die ruhelose Bewegung und Weiterentwicklung von Zellen erinnern.



Die Biochemikerin Melina Schuh erforscht am MRC Labor für Molekularbiologie in Cambridge die Meiose in Säugetier-Eizellen. Bei der sexuellen Fortpflanzung ermöglicht die Meiose, ebenfalls durch Teilungs- und Verdopplungsprozesse, eine Rekombination des Erbguts der Eltern. Rob Kesseler war dabei besonders von der Zona pellucida fasziniert: Sie ist die Membran, die eine reife Eizelle umgibt und die das Spermium für eine erfolgreiche Befruchtung durchdringen muss. Seine Kunstwerke aus Glas ahmen Bilder und Aufnahmen der Meiose nach – ohne wissenschaftliche Modelle zu sein. Dies gilt ebenso für die Werksammlung „Cells“ von Lucy und Jorge Orta. Impulse erhielten die Künstler durch den Dialog mit Anthony Hyman, der am Dresdner Max-Planck-Institut für molekulare Zellbiologie und Genetik die Rolle der Mikrotubuli bei der Zellteilung untersucht. Die Glasobjekte der Ortas stellen die Prozesse der Chromosomen-Replikation dar: „Sie sind Objekte, die zum Nachdenken und Fragenstellen anregen“, fasst Lucy Orta zusammen. Alle Kunstwerke der Ausstellung ermöglichen ungewöhnliche Blickwinkel auf den Zellteilungsprozess.

„Lens on Life“ war bis 28. April im Universitätsmuseum zu sehen, vorher gastierte die Schau in Rom und London. Wer sie verpasst hat, dem vermittelt die Dokumentation „Meetings of Minds“ einen lebhaften Eindruck vom Dialog zwischen Wissenschaft und Kunst und seinen Ergebnissen. In vier Teilen findet ihr die Dokumentation unter www.ruprecht.de. **(ane)**

Studenten ohne Ehre und Elan

Ein Kommentar von Hanna Miethner

Man sitzt in seiner Vorlesung, vorzugsweise ist es eine über tote, traurige Männer, und beginnt, so subtil wie ein Versehen, sich zu schämen. „Wenn Sie sich noch immer Ihre Mails von Google mitlesen lassen, es tut mir leid, aber dann sind Sie selbst schuld. So blöd kann man doch gar nicht sein!“ Roland Reuß, Professor am Germanistischen Seminar, ist der Schonung müde geworden und proklamiert seine umfassende Weltwarnung vor Datenfreigiebigkeit, Amazon und anderem Übel in den Auftaktsalven seiner Vorlesungen. Der Student von heute, so gibt Reuß regelmäßig zu befürchten, sei ein konformistischer, unreflektierter Lethargiker, dessen Wahrnehmungsspektrum nicht über das der Primärfarben des Google-Logos hinausgeht. Oder nur wenig mehr tröstlich: Der Student ist von einem zu Folgsamkeit und praktisch verzweckter Anwendbarkeit erziehenden Universitätssystem verwöhnt und damit letztlich betrogen. Klingt nach Polemik, ist auch so gemeint.

Es verwundert nicht, wenn Herr Reuß, der Text- und Weltkritiker, nun einem Konstanzer Zoologieprofessoren zur Seite geht, der von der verlorenen „Ehre und Ehrlichkeit“ der Studenten schreibt. In der FAZ las man am 16. April von Axel Meyer über die Konstitution der Studenten. Vor allem fehle es an Ehre: Studenten schummeln, lesen nicht mehr und pflegen mit reichen Eltern im Rücken eine laxe Haltung zu Studienfinanzierung und Prüfungsfristen. Stipendien, BAföG, „Zuwendungen und Ermäßigungen“ seien leicht zugänglich, Prüfungen fast beliebig wiederholbar. Man mag sich fragen, mit welcher Wirklichkeit dieses Bild denn nun zur Deckung kommt und selbst wenn sie sich fände, bleibt dunkel, wieso sich der Zugang zu Bildung für möglichst viele nach einem larmoyanten Vorwurf anhört. Meyer glaubt eine studentische Kultur bankrott, in der man „auf das Gelernte stolz sei“, Lehrbücher als Reminiszenz an die prägenden Jahre des Studentenlebens in gut sortierten Privatbibliotheken exponierte. Das klingt bestechlich, wie alle Liebeserklärungen an die goldene analoge Zeit, fällt aber nur zu leicht einem pauschalen und damit leicht wohlfeil klingenden Kulturpessimismus anheim. Das ist, wie auch Reuß bemerkt, wenig produktiv.

Ebenso problematisch, aber gleichwohl hier: Wenn der Heidelberger Professor zu bedenken gibt, dass man heute zwar „unverstanden ein Smartphone zu bedienen“ wisse, nicht aber mal mehr Kopfrechnen könne, geschweige denn orthographische Gesetze zur Anwendung bringe, dann bemüht er damit gleichsam eine recht starr normierte Klassifizierung von Wissen: Reuß formuliert apodiktisch seine Deutung von Wirklichkeit – eine streitbare.

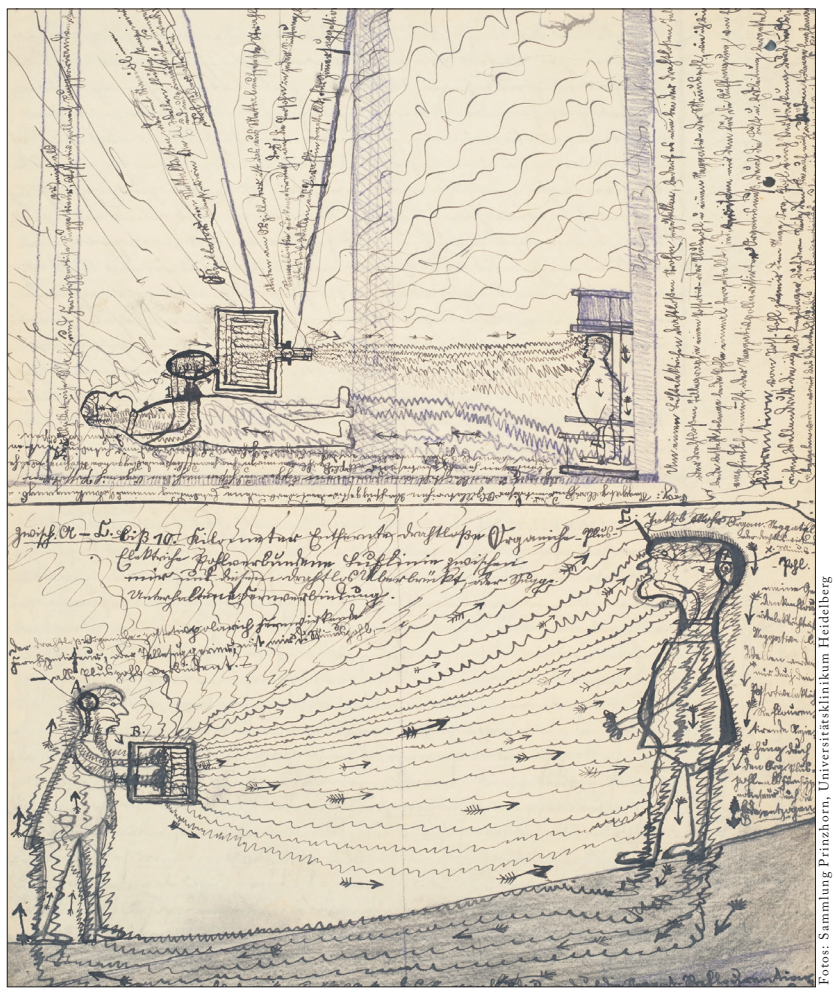
Man sitzt in seiner Vorlesung, lernt über tote, traurige Männer und schämt sich. Was man bei Reuß aber in den übrigen 80 Minuten lernt, ist nicht eine Anklage gegen die Schlechtigkeit der gegebenen Welt einzuüben, sondern vor allem Sorgfalt bei ihrer Wahrnehmung. Er weiß um die Wichtigkeit eines Kommas und um die Vereinnahmung der Sprache durch eine übergriffige Bürokratie. Das mag dem einen antiquiert, dem anderen kleinlich und dem nächsten borniert bürgerlich erscheinen; ihn aber misszuverstehen als pöbelnden Studentenhasser, tut Reuß als Paradigma des unzufriedenen Lehrers Unrecht: Gerade wer beherzt und passioniert in die Welt pöbelt, ob gerechtfertigt oder nicht, bringt damit eines zum Ausdruck: Ich bin enttäuscht und denen ist doch mehr zuzutrauen. Packt uns ruhig an unserer Ehre, Alarm schlagen muss man nur dann, wenn das niemanden mehr interessiert.

Surrealismus in der Schuheinlegesohle

Eine neue Ausstellung der Prinzhorn-Sammlung beleuchtet, wie Kunst psychisch erkrankter Menschen die Surrealisten beeindruckte

Die inhaltliche Nähe der Ausstellungsstücke zur psychischen Kondition der Künstler nimmt zu, je tiefer sich der Betrachter in die verwinkelten Räumlichkeiten der Prinzhorn-Sammlung hineinbegibt. So fallen bei einer ersten Reihe von Bildern nur leichte Abweichungen von der Norm auf. Ist dem in Uniform portraitierten Preußen der obligatorische Schnauzbart nicht leicht verrutscht? Dem folgen Werke, in denen die Schaffenden ihre eigenen Innenleben bildlich thematisieren. Ein von Wurmlöchern durchzogenes Hirn wird aufgedeckt, in einem Gewirr aus Radiowellen verliert sich eine vereinzelte Gestalt. Im Obergeschoss schließlich kulminiert die Schau in Darstellungen unheimlicher Wahrnehmungen. Eine göttliche Botschaft offenbart sich im durch Schweiß gezeichneten Muster einer Schuheinlegesohle.

Die eigenwilligen Arbeiten stammen von Menschen mit psychischen Ausnahmeerfahrungen. „Das Wunder in der Schuheinlegesohle“ empfing in Berlin über 24 000 Besucher, seit 29. April ist die Ausstellung in der Heidelberger Prinzhorn-Sammlung zu sehen. Die Kuratorin Kyllikki Zacharias hat mit dem rekonstruierten Blick eines Surrealisten 120 Werke aus der Sammlung Prinzhorn ausgewählt, die zwischen 1890 und 1930 geschaffen wurden. Schon Surrealisten des frühen 20. Jahrhunderts wie Marcel Duchamp oder Max Ernst hätten die Bilder also betrachten können. Doch was interessierte die Surrealisten an der Kunst psychisch erkrankter Menschen? Dieser Frage geht die Ausstellung nach.



Jakob Mohr, „Beweiße“ (um 1910)

Fotos: Sammlung Prinzhorn, Universitätsklinikum Heidelberg

Die weltweit bekannte Sammlung Prinzhorn wurde geprägt durch den Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn, der an der Universitätsklinik Heidelberg ab 1919 „psychopathologische Kunst“ zusammentrug. Die Arbeiten von zehn „schizophrenen Meistern“ stellte er in seinem erstmals 1921 erschienenen Bildband „Bildnerei der Geisteskranken“ vor, der für viele etablierte Künstler, besonders für die Surrealisten, ein Referenzwerk darstellte.

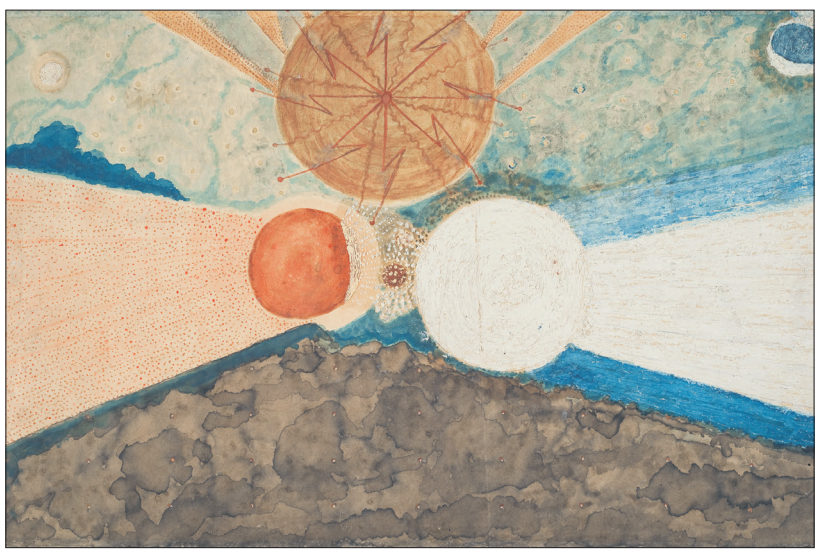
Die Surrealisten sahen, auch wegen der Erfahrung des Ersten Weltkriegs, die verstandesbestimmte Welt als gescheitert an. In Abkehr von einer als übermäßig empfundenen Rationalität wollten sie Unbewusstes und Traumhaftes in ihren Arbeiten zur Geltung bringen. Dabei war ihnen auch das Schaffen psychisch Erkrankter eine Inspiration. So ahmten sie die in deren Werken vorgefundenen Techniken nach – wie die sogenannte Écriture automatique, gedankenverlorenes Kritzeln oder das Aneinanderreihen von Worten, das meditativ wirken und unbewussten gestalterischen Kräften zur Entfaltung verhelfen sollte.

Wie seine surrealistischen Zeitgenossen wandte sich auch Prinzhorn gegen die akademische Hochkunst. Doch alles Streben der Surrealisten nach einer Aufwertung von Unterbewusstsein, Traum und Rausch war für ihn bloß „rationale Ersatzkonstruktion“, weil stets auf bewussten Entscheidungen basierend. „Prinzhorn empfahl, dass man sich an der Authentizität der Werke von psychiatrieerfahrenen Menschen orientieren sollte für einen Neubeginn der Kunst“, fasst Thomas Röske, Leiter der Sammlung Prinzhorn, die Sicht Prinzhorns zusammen.

Weit davon entfernt, eine beklemmende Stimmung zu erzeugen, vermittelt die Sammlung, wie Kunst für Menschen mit psychischen Ausnahmeerfahrungen ein Ventil und mitunter gar ein therapeutisches Mittel sein kann. So stellt das Museum einen einzigartig unbefangenen Umgang mit Kreativität vor und hilft dem Betrachter, eigene Befangenheit und Berührungsängste mit der Thematik psychischer Erkrankungen abzubauen. **(vio)**

Sammlung Prinzhorn

Die Sammlung Prinzhorn umfasst 16 000 Werke, ihr historischer Bestand reicht bis ins Jahr 1840 zurück. Für Studierende sind Eintritt ins Museum und Mitgliedschaft im Förderverein kostenlos.



Oskar Herzberg, „Erklärung über Erduntergang“ (vermutlich vor 1912 entstanden)

„Sie möchte nur die Welt retten“

Thomas Röske, Leiter der Sammlung Prinzhorn, über „Outsider Art“ und den Begriff der Kunst

Anhand welcher Kriterien nehmen Sie heute Werke in die Sammlung auf?

Thomas Röske: Wöchentlich werden uns drei Werke angeboten. Aber wir nehmen nicht alle auf – die Bilder sollten einen Reflex zeigen von der psychischen Ausnahmeerfahrung der Schaffenden oder sich mit der gesellschaftlichen Reaktion darauf auseinandersetzen.

Welche Art der Auseinandersetzung meinen Sie? Was zeichnet die Kunst psychisch kranker Menschen aus?

Es gibt keine wiederkehrenden formalen oder inhaltlichen Elemente, die diese Kunst auszeichnen würden. Eine Gemeinsamkeit könnte allenfalls sein, dass viele Schaffenden wichtige Botschaften übermitteln wollen. Oft haben sie keine künstlerische Ausbildung, wollen aber dieses Medium dringend benutzen, weil sie ein Mitteilungsbedürfnis haben – daraus entsteht eine besondere Intensität. Es werden quasi Stoppschilder überfahren.

Die Kunst psychisch Kranker wird als „Art Brut“ oder „Outsider Art“ bezeichnet. Kritiker bemängeln, durch diese Kategorien stünden die Lebensumstände der Schaffenden im Vordergrund, nicht ihr Werk. Ist es nicht fragwürdig, unterschiedlichste Künstler in eine Gruppe zusammenzufassen, obwohl sie nichts weiter teilen als ihre Erkrankung?

Teile dieser Kritik sind sicher berechtigt. Es wird sogar vertreten, man könne den Begriff ganz aufgeben, man sei ja sowieso dabei, die Werke psychisch erkrankter Menschen in die Kunstszene zu integrieren. Aber meine Erfahrung ist, dass viele der Schaffenden ohne den Begriff der Outsider Art keine Chance hätten, in der Kunstszene anzukommen. Galeristen und Kuratoren brauchen ein Label, um Kunst an den Mann zu bringen. Und wenn sich nicht eine Institution wie die unsere darauf spezialisiert, solche Werke zu sammeln und zu präsentieren, von Leuten, die keinen künstlerischen Stammbaum haben, die nicht sagen können, „ich habe bei Baselitz studiert“, dann würden solche Werke gar nicht wahrgenommen – das ist eigenartig, aber so funktioniert die Kunstszene.



Thomas Röske

Sollte der Begriff der Kunst nicht losgelöst sein von solchen Marktstrategien?

So ist die Sicht des Publikums, das sich am liebsten mit den Inhalten beschäftigt. Aber Voraussetzung dafür ist doch, dass der Kunstbetrieb die Dinge aufnimmt – sonst haben Sie keine Chance, zu sehen, was Lieschen Müller in ihrem Zimmer schafft.

Und die Outsider Art ist auch noch bei weitem nicht in die Kunstszene integriert. Wenn Sie im herkömmlichen Kunstbetrieb Outsider Art sehen, wird sie gezeigt wie andere Kunst auch, sie wird einfach in dieselben Rahmen gepresst, wörtlich und metaphorisch gesprochen. Die Werke werden mit dem sonst üblichen Blickwinkel betrachtet und zu einer Art symbolischer Repräsentation verzerrt. Dabei wollen viele psychisch kranke Künstler keine symbolischen Abbildungen schaffen, keine Kunst im üblichen Sinne machen.

Warum werden sie dann kreativ tätig? Und können wir Arbeiten überhaupt als Kunst ansehen, wenn die Urheber gar keine Kunst schaffen wollen?

Viele Psychiatrieerfahrene wollen einfach mit ihrer Umgebung kommunizieren. Einige sind davon überzeugt, philosophische Aufzeichnungen zu machen, technische Erfindungen zu entwickeln oder mit ihren Bildern magisch ihre Umwelt zu beeinflussen. Da das für uns keinen praktischen Nutzen hat, haben wir Probleme, das einzuordnen. Der einzige Bereich, in den es zu passen scheint, ist die Kunst.

Ein wunderbares Beispiel ist die psychiatrieerfahrene Künstlerin Vanda Vieria-Schmidt. Sie zeichnet seit über zehn Jahren, mittlerweile auf über einer Million Blättern gegen böse Mächte an – das sieht aus wie Konzeptkunst, aber von dieser Kunstrichtung weiß Frau Schmidt gar nichts. Sie möchte nur die Welt retten. Sie denkt, sie wäre das größte Medium der Welt und dass sie konkret und magisch Realität beeinflusst. Sie möchte nicht symbolisch den Wunsch nach Frieden repräsentieren. Genau als solche Repräsentation müssen wir ihr Werk aber bisher sehen, wenn wir es als Kunst betrachten wollen.

Dabei schaffen Outsider-Künstler in ihrer Vorstellungswelt gerade etwas, was die Mainstream-Kunst nicht schafft, nämlich aus dem goldenen Käfig der Repräsentation auszubrechen und irgendwie in die Realität einzugreifen. Seit der Moderne versuchen die akademischen Künstler das, etwa mit Fragmenten der Realität, wie bei Collagen, oder mit Performances. Beuys gründete sogar eine politische Partei – aber sie werden immer wieder in die Kunst zurückgeworfen, immer wieder in den Käfig der Museen eingesperrt. Das ist vielleicht ein Grund, warum auch von Seiten der Künstler so eine Faszination da ist für Outsider Art, weil diese es – irrational, in ihrem Denken – schafft, aus dem Kreislauf der Kunst auszubrechen.

Das Gespräch führte Victoria Otto

Sprechen über den Tod

... mit Ziyi Huang. Die 27-Jährige organisiert Death Cafe-Treffen in Berlin und Beijing.

Kaffeekränzchen und Tod: Wie passt das für dich zusammen?

Wunderbar! Es soll sogar Kaffee und Kuchen beim Death Cafe geben. Hier kommen Menschen – meist Fremde – zusammen, um locker und entspannt über den Tod zu sprechen. Das Thema soll aus möglichst vielen Blickwinkeln beleuchtet werden. Vor vier Jahren hat der Londoner Jon Underwood diese Bewegung initiiert, basierend auf den Ideen des Schweizer Soziologen Bernard Crettaz. Mittlerweile gibt es über 1800 Death Cafes weltweit.

Fachsimpeln dann Gruftis, traurige Teenies und eloquente Philosophie-Studenten über den Tod?

Bisher hatten wir in der Tat schon Leute mit sehr unterschiedlichen Berufen und aus verschiedensten Altersgruppen. Der Sänger erzählt, warum er ein Lied über Selbstmord geschrieben hat und der Künstler erklärt, wie der Tod sein Schaffen vorantreibt. Es kommen Menschen mit Angst vor dem Verlust eines geliebten Menschen, aber auch aus Neugierde, weil sie sich nicht vorstellen können, zwei Stunden über ein „Tabuthema“ zu sprechen.



Foto: privat

Worüber redet ihr konkret?

Es gibt keine festgelegten Themen. Menschen sollen die Möglichkeit haben, alles auf den Tisch zu bringen, das einen Bezug zum Tod hat. Manchmal wird viel philosophiert und über die institutionelle Seite des Todes gesprochen. Dann frage ich immer, ob jemand seine ganz privaten Gedanken zum Thema mit uns teilen möchte. Die Gespräche suchen aber keine Effizienz, sie sollen befreien und anregen. Interessant ist auch der kulturelle Aspekt, da ich den Vergleich zwischen Deutschland und China habe. Tod hat viel mit Tradition zu tun.

Warum setzt du dich so jung schon mit dem Tod auseinander?

Ich habe mal eine Sendung auf Arte über Death Cafe gesehen und dachte: Super cool! Ich habe Ängste und Fragen und möchte auch darüber reden. Letztes Jahr habe ich meinen Wunsch in die Tat umgesetzt und das „Death Cafe Berlin“ auf Facebook gegründet. Seitdem habe ich sechs Death Cafes in Berlin und fünf in Beijing organisiert. Das Sprechen über den Tod lässt mich bewusster leben und bringt mich gleichzeitig mit interessanten Menschen zusammen. Eine Freundin aus Shanghai, die in einem Hospiz arbeitet, hat mir gesagt: „Die offene Kommunikation über den Tod hilft das Leben zu leben und dem Tod die Hand zu reichen.“

Wenn ich an einem Death Cafe teilnehmen möchte, wo kann ich euch finden?

Events werden immer auf deathcafe.com registriert. Dort kann man sich auch eine Anleitung herunterladen, um eigene Death Cafes zu veranstalten. **(ane)**

Er trommelt nicht mehr

Am 13. April starb der deutsche Literaturnobelpreisträger Günter Grass. Ein Spaziergang durch seine Geburtsstadt Danzig

Zugegeben: Oskar Matzerath kann diese Szenerie nur mit Unbehagen über sich ergehen lassen. Einsam sitzt er auf seiner Parkbank; sie ist umgeben von Müll, Unkraut sprießt aus dem Kopfsteinpflaster, es riecht nach Hundekot. Aus dem Nichts tauchen drei deutsche Touristen auf, begeben sich zu ihm, posieren, streicheln sein bronzenes Knie. Am liebsten würde er wohl aufspringen, ihre Brillengläser zerschreien und mit lautem Trommelwirbel davonrennen. Doch Vandalen haben ihm seine Trommelstöcke abgebrochen; seiner einzigen Waffe beraubt, ist er nun zum ewigen Sitzen verdammt.

Es ist der erste Sonntag nach Günter Grass' Tod. Trostlose Stille liegt über dem Danziger Vorort Langfuhr, dem heutigen Wrzeszcz. Doch nicht nur er selbst ist hier geboren und aufgewachsen; Langfuhr ist auch die Heimat der Helden seiner „Danziger Trilogie“, jener drei Bücher, mit denen Grass in den 1950er und 60er Jahren zum bedeutendsten deutschen Nachkriegsautor aufstieg.

„Der Stadtteil lebt heute von der Erinnerung an Günter Grass“, meint Ewelina Rogala. Die Polin hat ihr Germanistikstudium in Danzig vor kurzem mit einer Masterarbeit über Grass abgeschlossen und führt heute durch die Heimatstadt des Literaturnobelpreisträgers. „Hier geht es zu Grass' Elternhaus“, sie weist auf den Labesweg 13, einen scheinbar frisch renovierten dreistöckigen Wohnblock, der aus der sonst grauen Häuserzeile hervorsticht. Im Erdgeschoss hatte die Familie einen Kolonialwarenladen, im darüber liegenden Stock lebten sie zu viert in beengten Verhältnissen. Im Labesweg wurde nicht nur Grass selbst groß, auch Oskar Matzerath wuchs hier auf, bekam hier seine Blechtrommel und entschied an seinem dritten Geburtstag, sein Wachstum einzustellen. Grass lässt in seinem Roman immer wieder die eigene Vergangenheit mit der Kindheit Oskars verschwimmen: So führen Spuren vorbei an der Pestalozzischule, die Grass besuchte und die er Oskar nur einen einzigen Tag besuchen lässt, durch den Park, in dem 2002 die Stadt eine Sitzbank mit dem kleinen Oskar aufstellte, hin zur Herz-Jesu-Kirche, in der Grass getauft wurde und in der Oskar versucht, die Jesusfigur zum Trommelspielen zu zwingen.

„Die Blechtrommel“, sagte Grass einmal, sei „ein Versuch, ein Stück endgültig verlorene Heimat festzuhalten.“ Danzig wurde 1945 stattdessen zur neuen Heimat für die in die vollkommen zerstörte Stadt kommenden Polen. Von der einst prachtvollen Hafenstadt blieb nur noch ein Trümmerfeld; an die deutsche Vergangenheit wollte sich in den folgenden Jahren niemand erinnern. „Erst mit Günter Grass begannen die Danziger, sich wieder als Danziger zu fühlen“, findet Anna Kowalewska-Mróz. Er habe der Stadt dabei geholfen, ihr „ein Stück Identität zurückzugeben.“ Auch sie hat sich in ihrem Germanistikstudium mit Grass beschäftigt, promoviert nun über ihn und ist Mitglied der Günter-Grass-Gesellschaft, die sich zum Ziel gesetzt hat, Grass in Danzig und Polen populärer zu machen.



Foto: mgr

Der kleine Oskar Matzerath trommelt einsam und bronzen auf einer Parkbank in Danzig

Die Innenstadt Danzigs wurde nach dem Krieg im Renaissancestil wiederaufgebaut und zählt zu den schönsten in ganz Polen. Neben weiteren Spuren aus Grass' und Oskars Leben spaziert man hier an der Günter-Grass-Galerie vorbei, vor deren Eingang die vom Autor selbst geschaffene Skulptur eines Butts in die Höhe ragt. In der Galerie eröffnete vergangene Woche eine Sonderausstellung, die Grafiken und Zeichnungen des Dichters zeigt. „Besonders die Danziger waren tief getroffen von Grass' Tod“, berichtet Rogala. In Tageszeitungen wurde ausführlich an sein Leben erinnert, im Radio aus seinen Werken vorgelesen, im Fernsehen gab es Sondersendungen. Das war nicht immer so: 2006, nach seinem Bekenntnis, Mitglied der Waffen-SS gewesen zu sein, gab es Stimmen, die forderten, ihm die Danziger Ehrenbürgerwürde abzuerkennen. „Umfragen zeigten aber, dass eine deutliche Mehrheit dagegen war“, ergänzt Kowalewska-Mróz. Stattdessen kam Grass in den letzten Jahren immer wieder in seine Heimatstadt, gab Lesungen und nahm an Diskussionsrunden teil.

Als die Parkbank anlässlich seines 75. Geburtstags eingeweiht wurde, sollte der Autor selbst als Bronzefigur neben seiner bekanntesten Romanfigur sitzen. Doch Grass protestierte: So lange er noch lebe, wolle er kein Denkmal von sich sehen. Jetzt könnte die schon fertiggestellte Figur wieder hervorgeholt werden und ihren vorgesehenen Platz einnehmen. Oskar Matzerath wäre damit sicherlich geholfen. **(mgr)**

Reibungslos

Mit seinen politischen Ansichten polarisierte Günter Grass zu Lebzeiten: Darf, soll, muss Literatur politisch sein?

Pro

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“ – Sobald ein Text politische Aussagen tätigt und sich zugleich als literarisch zu erkennen gibt, ist Vorsicht geboten: Es könnte sich dabei um einen Taschenspielertrick handeln. Günter Grass bedient sich mit „Was gesagt werden muss“ zunächst eines Kunstgriffs, indem er explizite politische Aussagen in Gedichtform vorträgt. Damit allein tut er nichts Neues: Poetry-Slam kann das auch.

Wer die Autonomie der Kunst behauptet, muss sich fragen, inwieweit Kunst ein Feld für die Äußerung dessen sein darf, was man sich nur in einer vom eigenen Selbst in Distanz gebrachten Form zu äußern traut. Vielleicht, weil es anstößig ist, sozial geächtet – und außerhalb eines geschützten Raumes also einen Tabubruch bedeuten würde. Grass reflektiert diesen Tabubruch in seinem Gedicht und löst zugleich die Distanz zwischen Autor und lyrischem Subjekt. Das kann als seine höchstpersönliche Emanzipation von gesellschaftlichen Erwartungen verstanden werden, gewissermaßen ein Outing, das er spät vollzieht: „gealtert und mit letzter Tinte.“ Doch in welcher Sphäre? Der Ästhetischen? Der Politischen? Oder gar in beiden?

Dass der Schutzraum der Kunst eine schöngeistige Modellvorstellung ist, wird spätestens an solchen Autoren deutlich, die unter Pseudonymen publizieren. Ob Literatur zugleich politisch und Kunst sein darf, setzt natürlich voraus, dass man eine solche Identität an sich für denkbar befindet.



Foto: Archiv

Vielleicht kann Literatur nur politisch sein, indem sie diese Unmöglichkeit reflektiert und den definitorischen Knoten in einem Kunstgriff auflöst, der jegliche Mündigkeit bewahrt. In jedem Fall tut sich ein Fenster für Kommunikation auf, für Ausdruck – und Ausdruck, darum geht es. Als Option ist er Basis von Freiheit. **(ost)**

Contra

„Was gesagt werden muss“: Der primäre Auftrag von Literatur ist das künstlerische Schaffen. Kunst ist und soll inhaltlich frei sein und nicht den Anspruch haben, stets zu politischen Themen Stellung nehmen zu müssen. Artikuliert ein Literat seine politische Meinung in seinem Werk, missbraucht er die Literatur zum persönlichen politischen Sprachrohr. Dann wird der Künstler zum Demagogen. Oder das künstlerische Werk zum politischen Manifest. Die Literatur bildet keine Bühne für polemische Ausrufe von Autoren, die im politischen Diskurs mal wieder gehört werden möchten. Grass' Israel-Gedicht polarisiert, schürt Vorurteile und reißt tiefe Gräben in eine schwierige Diskussion. Es steht natürlich außer Frage, dass gemäßigte oder ausgeglichene Meinungen im politischen Diskurs eine weitaus geringere Aufmerksamkeit erfahren dürften. Wer würde Grass' Gedicht lesen, wenn es einen moderaten Ton über die israelische Sicherheits- und Siedlungspolitik anschlüge? Der Anspruch der Autoren darf nicht sein, ihre Meinungen der medialen Aufmerksamkeit wegen äußern zu müssen.

Um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, nämlich freiheitlich-künstlerisch Wert zu schaffen, bedarf es eines maßvollen, wenn nicht gar minimalen Einsatzes politischer Argumentation. Ein gesellschaftskritischer Rahmen oder politische Metaphern sind zweifellos legitime Stilmittel, wenn sie denn die kritische Distanz wahren. Nur die Selbstbegrenzung des Autors kann die Unabhängigkeit und Distanz zum Betrachter des Werkes garantieren. Wenn kritische Fragen nicht polemisch-vereinnahmend sind, entfalten literarische Werke ihren Sinn und werden zu Kunst. Und Kunst gibt dem Betrachter jeden Raum zur eigenen Reflexion. **(sgi)**

Chronist der Stadt

Das Kurpfälzische Museum zeigt im Rahmen der Ausstellung „Der andere Blick“ Aufnahmen des Heidelberger Fotografen Stefan Kresin



Schattenspiel vor Altstadtkulisse: „Straßenmusiker am Uniplatz“, aufgenommen von Kresin im Jahr 1983

Foto: Stefan Kresin/*RNZ*-Archiv

Für Besucher beginnt die Ausstellung dort, wo die professionelle Fotografie für Stefan Kresin, geboren 1947 in Braunschweig, ebenfalls begonnen hatte: beim Sport. Denn schon während seines Chemiestudiums in Heidelberg, das er später abbrach, fotografierte er für diverse Zeitungen. Eine Reihe von Fotos zeigt eingangs die steile Karriere des Boris Becker, vom 12-jährigen Jungen zum 17-jährigen Wimbledon-Sieger. Kresin hielt dabei weniger die für den Sport typischen Momente wie Siegerehrungen fest, sondern vielmehr wichtige Augenblicke des Spiels. So zeigen mehrere Aufnahmen den jungen Becker mitten im Turnier, konzentriert den Ball fokussierend. Kresin, selbst begeisterter Tennisspieler, hatte 1979 bei einem Turnier in Leimen sogar gegen den damals 12-jährigen Jungen gespielt – und gewonnen. Bei der Revanche ein Jahr später verlor er dann aber doch.

Milan Chlumsky, Kurator der Ausstellung, hat aus mehreren Zehntausend Schwarz-Weiß-Negativen und 180 000 digitalen Aufnahmen 140 für die Ausstellung ausgewählt. Auf die Frage, was denn nun der andere Blick sei, antwortet er: „Kresins Bilder erfassen neben der offiziellen die wahre Realität.“ Was er damit meint, wird von Bild zu Bild klarer. So zeigen Portraits nicht bloß Personen, sondern Persönlichkeiten. Die Dichterin Hilde Domin beispielsweise, aufgenommen 1995 in ihrem Haus in Heidelberg, scheint im Begriff zu sein, etwas zu sagen. Als Betrachter fühlt man sich für einen flüchtigen Moment selbst angesprochen und im Weitergehen hat man das Gefühl, die Dichterin ein wenig kennengelernt zu haben – wie nach einer kurzen Begegnung.

Ähnlich verhält es sich mit zahlreichen Fotografien namhafter Politiker, festgehalten zumeist bei offiziellen Besuchen in Heidelberg. Zwei Aufnahmen von Oberbürgermeisterin Beate Weber in herzlicher Umarmung mit Willy Brandt aus dem Jahr 1990 sprechen da Bände. Chlumsky verweist in diesem Zusammenhang auf eine weitere Besonderheit der Bilder: die Sprache der Hände. Kresin verstand es, Politiker und deren Gestik in für sie typischen Haltungen einzufangen.

Die Verbundenheit mit seiner Wahlheimat Heidelberg, wo er ab 1982 eine Festanstellung bei der *Rhein-Neckar-Zeitung* hatte, zeigt sich nicht nur darin, dass alle Fotos der Ausstellung in der Stadt und ihrer Umgebung entstanden sind. Vielmehr offenbart sich diese auf zahlreichen Aufnahmen, die die Stadt selbst in den Fokus rücken. Dabei machte sich Kresin, der seinen Militärdienst als Fallschirmspringer absolviert hatte, zu Nutzen, dass er schwindelfrei war, um die Stadt aus der Vogelperspektive abzulichten. Häufig war er auf der Suche nach geometrischen Figuren, die sich oft erst durch den Blick von oben offenbarten. Auf diese Weise wird aus vermeintlich Banalem etwas Besonderes; das ganz normale Heidelberg wird zur poetischen Variante seiner selbst. Eine aus der Vogelperspektive abgelichtete Schwarz-Weiß-Aufnahme aus dem Jahre 1979 zum Beispiel fängt die tiefstehende Sonne in der Hauptstraße stimmungsvoll ein, indem die übergroßen Schatten der vorbeilaufenden Passanten in Szene gesetzt werden.

In seinem oft stressigen Alltag vergaß der Fotograf jedoch nicht, den Blick auch über die Kamera hinweg zu heben. Auf diese Weise sind neben den offiziellen Bildern, die er im Auftrag fotografierte, auch zahlreiche spontane Aufnahmen entstanden. Stefan Kresin, der bis zu seinem plötzlichen Tod im März 2013 für die *RNZ* arbeitete, hat somit unbewusst seiner Nachwelt eine sehenswerte Chronik der letzten 50 Jahre Heidelberger Stadtgeschichte hinterlassen. Eine Auswahl dieser Bilder ist noch bis zum 12. Juli im Kurpfälzischen Museum ausgestellt. **(ams)**

Übergriffig

Bei den 22. Baden-Württembergischen Theatertagen versammeln sich 32 Theater des Bundeslandes in Heidelberg. „Übergriffe“ nennt man hier das Spektakel und bietet Schauspielern aus großen und kleinen Häusern eine Bühne. Für eines der Stücke verlosen wir 5x2 Karten. „Die Bakchen (Pussy Riot)“ heißt es und kommt aus Ulm. Eigentlich aber aus dem antiken Griechenland: John von Düffel ruft darin rasende Frauen, Rache und subversive Verführung auf den Plan. Wenn Ihr also am 15. Juni um 20:30 Uhr im Heidelberger Marguerre-Saal sehen wollt, was ein Ulmer Theater aus griechischem Drama macht, schickt eine Mail an *post@ruprecht.de* und beschreibt kurz, wie Ihr das letzte Mal übergriffig geworden seid. Die originellsten Zusendungen gewinnen die Karten. **(hmi)**



Spieltrieb

Theater von Bürgern für Bürger: Die Amateurgruppe „Schauspiel Intensiv!“ startet in die Probenarbeit

Die Frau mit den langen dunklen Haaren trägt einen noch längeren, ebenso dunklen Umhang. Sie streckt Arm und Zeigefinger aus und steuert zielstrebig auf einen Stuhl zu. „Kochtopf“, benennt sie ihn bestimmt, kehrt um und visiert einen neuen Gegenstand an.

Rund 30 Menschen – jung, alt, männlich, weiblich – durchschreiten den spartanisch eingerichteten Raum und versehen gewöhnliche Gegenstände mit verqueren Bezeichnungen. Wir befinden uns nicht etwa im Irrenhaus, sondern im Schauspielstudio der Theaterwerkstatt Heidelberg. Hier trifft sich seit wenigen Wochen jeden Montagabend die Amateurtheatergruppe „Schauspiel Intensiv!“

Der Übergang vom Kurs zum spielenden Ensemble wird fließend sein. Zunächst findet im Rahmen des Kurses, der sich über eine monatliche Teilnahmegebühr von 40 Euro finanziert, professionell angeleitet szenisches Training statt. Dabei vermittelt der Regisseur Martin Rheinschmidt den Teilnehmern Methodik und Technik von Schauspiel und Regie. Im Laufe der Zeit soll sich ein Ensemble fügen, das später ein Stück entwickeln und im November auf die Bühne bringen wird. „An der Entscheidung, welches Stück wir wählen – ob klassisch, selbst erarbeitet oder gar eine Mischung aus beidem – werden wir die Gruppe auf jeden Fall beteiligen“, erklärt Wolfgang Schmidt, Produzent und Leiter der Theaterwerkstatt. Ein Interessenschwerpunkt fällt beim Probenbesuch bereits auf: Kriegs- und Katastrophenmeldungen sowie tagesaktuelle Nachrichten gehören auffällig häufig zu den Ideen, die die Teilnehmer selbst in ihre Aufgaben verstricken. Bereiche, mit denen die Bürger in ihrem Alltag konfrontiert sind, die sie beschäftigen, zu denen sie sich verhalten müssen. Der Begriff Bürgertheater bezeichnet ein Theater „von und für Bürger jeden Alters und jeden Hintergrunds: Erwachsene, Studenten oder Rentner“, so Wolfgang Schmidt. Doch auch wenn die Konstellation auf den ersten Blick sehr heterogen scheint, findet sich eine Gemeinsamkeit: Theaterliebe und -leidenschaft. So auch die augenzwinkernden Antworten auf unsere Frage, warum sie sich ausgerechnet in dieser Gruppe zusammenfinden: „Es ist wie eine Sucht.“ „Wir sind eine Selbsthilfegruppe auf warmem Entzug mit dosiertem Nachgeben.“ „Wahrscheinlich sind wir alle abhängig.“

Kreuz und quer: Regisseur Martin Rheinschmidt und Mitglieder der Gruppe bei der Aufwärmübung



Foto: fwe

Wie Amateurschauspieler dann im Kreis stehen und sich von Regisseur Martin Rheinschmidt die nächste Aufgabe erklären lassen, erinnert die Veranstaltung tatsächlich an eine Selbsthilfegruppe. Zum Aufwärmen gehen alle durch den Raum, während Rheinschmidt die Übungen anleitet: Da gefrieren Menschen zu Eisblöcken, werden magisch vom schönsten Ton angezogen, entwickeln Ticks und verstecken sich vor prasselndem Hagel. Schließlich verwandeln sich die Rentnerin in Jogginghose, die Blondine mit den Totenköpfen auf dem Minirock, wie auch die VWL-Studentin, die Schauspielerin werden will, in Braunbären und schrubben sich genüsslich an imaginären Bäumen.

Die Stärke einer solchen Zusammenkunft im Laientheater, so Schmidt, liege darin, dass jedes Mitglied durch eigene Erfahrungen die Zusammenarbeit bereichere. „Außerdem wohnt dem Laientheater eine erfrischende Leidenschaft inne, die in der professionellen Schauspielroutine unterzugehen droht“, beschreibt Rheinschmidt, der als Intendant und Regisseur über 20 Inszenierungen mit Laien und Profis auf die Bühne brachte. Und auch die neue Gruppe taucht nach dem Aufwärmen in Regieaufgaben, Rollenentwicklung und Übungen zu Textinterpretation und Interaktion ein.

Das Konzept Bürgertheater scheint so weit aufzugehen, dass Schmidt ankündigt, im Juni eine zweite Gruppe gründen zu wollen. Wer einmal Feuer gefangen hat, schafft scheinbar selten den Entzug. **(chd, jas)**

Die Deutschen kamen nicht zurück

Vor 70 Jahren verschwindet die schlesische Metropole Breslau unter einem Trümmerfeld. Aus den Ruinen steigt das polnische Wrocław empor. Zwei Zeitzeugen erinnern sich

Von Michael Graupner

Gerard Orlok hat sich in sein rotes Sofa zurückgelehnt. Während sich draußen der April mit einem kräftigen Gewitter verabschiedet, verschränkt er seine Arme, schlägt die Füße übereinander und denkt nach. Direkt über ihm hängt ein Foto des Breslauer Rathauses, es wacht über das Gesagte an diesem Nachmittag. Vor zwei Jahren ist Orlok aus dem Rheinland nach Berlin gezogen, um „noch einmal die Großstadt zu spüren".

Geboren im Jahre 1929, wächst Gerard Orlok in Breslau, dem heutigen Wrocław auf, jener schlesischen Metropole, die über zwei Jahrhunderte eines der geistigen und kulturellen Zentren Preußens und des Deutschen Reichs war. 1938 zählt sie über 600 000 Einwohner und ist damit die viertgrößte Stadt in Deutschland. Ihre eindrucksvolle Altstadt mit den hochgebauten Patrizierhäusern und dem spätgotischen Rathaus, ihre barocken Palais und Villenvororte, machen sie zu einem der

> Breslau war vor dem Krieg eine der imposantesten Städte Mitteleuropas

imposantesten Orte Mitteleuropas. Ihr Glanz kann sie allerdings nicht davor bewahren, dass sich Anfang der 30er Jahre eine nationalsozialistische Gesinnung ausbreitet; in nur wenigen anderen deutschen Städten fahren die Nazis so hohe Wahlergebnisse ein.

Vom Zweiten Weltkrieg ist Breslau lange nur indirekt betroffen, der im Volksmund getaufte „Luftschutzkeller des Reiches" ist für die Alliierten Bomber auf dem Luftwege schwer zu erreichen. Im August 1944 erhält Gerard Orlok dann völlig unerwartet einen Einberufungsbefehl. Anfangs noch froh, dass der Schulunterricht ausfällt, muss er zusammen mit anderen Hitlerjungen in der Spätsommerhitze Panzer- und Schützengräben ausheben: „Es war eine irrsinnige Arbeit. Da merkten wir schon, jetzt geht's uns ans Fell!" Bereits im Herbst 1944 hatte Adolf Hitler das völlig unbefestigte Breslau zur Festung erklärt, die Stadt durfte somit unter keinen Umständen kapitulieren.

Im Sommer 1944 beginnt auch Jerzy Podlaks Breslauer Zeit, anfangs ist es keine gute. Podlak, Jahrgang 1931, stammt aus dem polnischen Posen, wird mit zwölf Jahren zur Zwangsarbeit verpflichtet und muss fortan das gelb-violette „Polenabzeichen" tragen. Über Lager in Lodz, Augsburg und Dachau wird seine Familie nach Breslau geschickt, wo er zunächst als Hilfskraft in einem Krankenhaus arbeitet und Kartoffeln schält. Anfang 1945 kommt die Familie in verschiedenen Zwangsarbeiterlagern unter, dort leben sie zusammen mit mehr als 9000 anderen Sklavenarbeitern. „Wir hatten keine Betten, keine Matratzen, wir hatten Nichts", beschreibt er die unmenschliche Behausung. Jerzy Podlak spricht sehr langsam, das Deutsch fällt ihm merklich schwer, es ist die Sprache, die er erlernen musste, um unter den Nazis zu überleben.



Eine Stadt in Trümmern: Blick auf das zerstörte Universitätsviertel, hier in einer Aufnahme aus dem Jahre 1947

Fotos: Henry N. Cobb/Dom Spotkań z Historią

Am 12. Januar 1945 startet die Rote Armee ihre Großoffensive, in nur wenigen Tagen bricht die gesamte Ostfront zusammen. Eine Woche später befiehlt Niederschlesiens Gauleiter Karl Hanke die Evakuierung Breslaus. Ein ungeheures Chaos bricht aus, 600 000 schlesische Flüchtlinge befinden sich zu diesem Zeitpunkt in der Stadt, sie müssen bei minus 15 Grad den Weg in Richtung Westen antreten. Am 12. Februar schließt sich endgültig der Festungsring: 200 000 Zivilisten sind nun noch in Breslau, darunter Zehntausende Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge. Einer von ihnen ist Jerzy Podlak. Ab Februar muss er zunächst Räumungsarbeiten ausführen, in den letzten Wochen des Krieges wird er dann in ein Leichenkommando eingeteilt: „Zu viert haben wir Leichen aus Trümmerhaufen gehoben und in einen Wagen gelegt. Es war eine schreckliche Arbeit."

Ende Februar kann der notdürftig zusammengestellte Festungstrupp aus Volkssturmmännern und Hitlerjungen die sowjetischen Truppen vorerst zum Stehen bringen. Noch ist die Stadt weitgehend unzerstört, die Festungsführung allerdings weigert sich, zu kapitulieren und was die nächsten drei Monate folgt, ist ein erbitterter Häuserkampf. Dabei verwüsten die Deutschen die Stadt zunächst selbst: Um freies Schussfeld zu erhalten, setzen sie zahlreiche Häuser in Brand. Höhepunkt dieser sinnlosen Zerstörung ist der Bau einer Rollbahn mitten durch das Stadtzentrum. Tausende von Zwangsarbeitern und Breslauer Bürger sind der sowjetischen Artillerie und Tieffliegern schutzlos ausgesetzt. Auch Gerard Orlok muss dort für wenige Tage Dienst verrichten: „Die Straße war nur noch eine komplette Wüste. Ständig kamen Bomber und wir mussten in die Keller flüchten." Nach wenigen Tagen wird Orlok abkommandiert und soll in den folgenden Wochen als Melder arbeiten. Allein auf der Rollbahn kommen 12 000 Menschen zu Tode, kein einziges Flugzeug wird jemals von ihr starten.

Seine Arbeit als Melder übt Orlok nur 14 Tage aus, anschließend wird er in ein Priesterseminar im Norden der Stadt verlegt, wo er für den Häuserkampf ausgebildet werden soll. „Das war ein großes Glück", wie er heute sagt, fanden die Kampfhandlungen doch am anderen Ende der Stadt statt. Aus der trügerischen Ferne muss er aber miterleben, wie am Osterwochenende hunderte sowjetische Flugzeuge das gesamte Zentrum bombardieren und ein Feuersturm durch die historische Altstadt fegt. Ein weiteres „Glück" rettet Orlok womöglich das Leben: Ende April muss seine Kompanie im Süden, nur wenige Meter von der Kampflinie entfernt, den Häuserkampf in Ruinen üben. Dort zieht er sich eine Kopfverletzung zu, die ihn das Kriegsende im Lazarett erleben lässt. Als letzte große deutsche Stadt kapituliert Breslau am 6. Mai 1945.

> Als letzte große deutsche Stadt kapitulierte Breslau am 6. Mai 1945

„Dieser Tag war eine große Freude", blickt Jerzy Podlak heute auf das Kriegsende zurück. „Die Polen, Franzosen, Italiener, Russen, Ukrainer im Lager haben getanzt, sich geküsst." Das Gefühl einer Befreiung verspürte Gerard Orlok damals nicht: „Ich hab vor allem gedacht, Hauptsache jetzt ist Schluss." Nur für kurze Zeit gerät er in sowjetische Kriegsgefangenschaft, als er das erste Mal wieder durch die Breslauer Innenstadt läuft, verliert er vor lauter Zerstörung die Orientierung: mehr als 70 Prozent der Stadt ist zerstört. Viele noch intakte Gebäude zünden die Sowjets in den ersten Tagen nach dem Krieg selbst an, Plünderer durchziehen die Straßen, Rotarmisten vergewaltigen Frauen. Von der einst reichen schlesischen Metropole ist nur noch eine Welt von Granattrichtern und Schuttbergen übriggeblieben.

Bereits am 9. Mai erreicht ein Vorauskommando der künftigen polnischen Stadtverwaltung die Oderstadt. Obwohl über das weitere Schicksal Breslaus noch nicht entschieden ist, wird schon jetzt damit begonnen, die deutsche Vergangenheit auszulöschen: Die Stadt erhält den slawischen Namen „Wrocław", deutsche Straßennamen werden getilgt, deutsche Inschriften übermalt. Jerzy Podlak: „Wir bekamen Farbtopf und Pinsel in die Hand und wurden losgeschickt." Durch Zufall übergibt ein deutscher Pfarrer seiner Familie seine Villa. Wie viele andere Polen auch, ziehen sie in ein Haus ein, in dem über Jahrzehnte deutsche Bewohner lebten.

Denn auch trotz der unsicheren politischen Lage über den weiteren Verbleib Schlesiens im Mai kommen sie aus dem ganzen Land an die Oder. Die Großen Drei fällen auf der Potsdamer Konferenz im Sommer ihre schwerwiegenden Entscheidungen über die Westverschiebung Polens und die Vertreibung Millionen Deutscher. Und doch: „Wir hatten bis Ende des Jahres noch die Hoffnung, dass Breslau deutsch bleiben würde", meint Gerard Orlok, schließlich sind bis zum Jahreswechsel noch fünfmal so viel Deutsche wie Polen in der Stadt. Doch die Verhältnisse haben sich geändert: Nun müssen die Deutschen als Zwangsarbeiter Trümmer wegräumen, einige Polen üben grausame Rache und verschleppen die einst stolzen Bewohner der Stadt. „Wir wollten nicht mit den Polen leben. Wir hatten Sorgen, dass wir von ihnen ausgenommen und unterdrückt werden, so wie wir es vorher mit ihnen gemacht hatten", gibt Orlok zu. Am 30. April 1946 erfolgt dann die Ausweisung seiner Familie: „Uns war allen klar, dass wir so schnell nicht wiederkommen werden." Nach einer unsteten Reise in den Westen wird Orlok erst nach Jahren in Duisburg sesshaft. Zwar besucht er manchmal Treffen des örtlichen Schlesierverbandes, doch von revanchistischen Sehnsuchtsgefühlen hat er sich schon schnell verabschiedet, „das Ding war gelaufen." 1987 kommt er erstmals in die alte Heimat zurück, durch seinen Umzug nach Berlin ist er nun häufiger hier.

Jerzy Podlak holt nach dem Krieg das Gymnasium nach, studiert anschließend an der Technischen Universität und wird Ingenieur. Breslau ist bis heute sein Zuhause. „Lange haben wir geglaubt, dass die Deutschen irgendwann zurückkommen werden." Doch die Deutschen kommen nicht zurück, stattdessen tilgt die Stadtverwaltung beim Wiederaufbau die vermeintlich letzten deutschen Überreste. Podlak selbst verspürt nie einen Hass gegenüber seinen ehemaligen Peinigern, stattdessen pflegt er schon bald regelmäßig Kontakte mit Deutschen.

Erst mit der Zeitenwende 1989 ändert sich auch langsam Breslaus Einstellung zu seiner eigenen Vergangenheit. Alte deutsche Inschriften werden wieder gepflegt, zahlreiche Bücher über die deutsche Geschichte herausgegeben und auch die junge Stadtbevölkerung versucht sich mit den lange verschwiegenen Spuren auseinanderzusetzen. So sind nach 70 Jahren längst die letzten Trümmer entfernt, doch erst jetzt werden die deutschen Wurzeln in der polnischen Stadt wieder freigelegt.



Land der Gegensätze



Fußball, Samba, Caipirinha – Brasilien steht für Lebensfreude. Die Proteste vor der FIFA-Weltmeisterschaft haben ein abweichendes Bild gezeichnet. Wie geht es nun weiter?

Von Antonia Felber

Hochhaussiedlung und Favela Rocinha in Rio de Janeiro

Foto: fel

Wer Rio zum ersten Mal besucht, lässt sich leicht vom Schein einer aufstrebenden Nation blenden. Vor und hinter den blanken Fassaden von Copacabana und Ipanema genießt die Mittel- und Oberschicht das pralle Leben – doch ein Blick auf die hinter den Nobelvierteln aufragenden Hügel lässt ahnen: Verlässt man diese Komfortzone, sieht alles schnell ganz anders aus.

An den Hängen der „Morros" kleben „Favelas" – Armutsviertel, benannt nach einer brasilianischen Kletterpflanze. Wer in den Hochhäusern am Strand ein Appartment bewohnt, hat meist noch nie eine Favela von innen gesehen. Zwar hat sich hier in den vergangenen 20 Jahren einiges getan: im großangelegten Programm „Favela-Bairro" sollten die Elendsviertel zu regulären Stadtvierteln werden. 1992 wurde die 200 000 Einwohner zählende Favela „Rocinha" (siehe Bild) offiziell zum Bairro erklärt. In Vorbereitung auf die Fußball-Weltmeisterschaft 2014 wurden die Favelas systematisch von Polizei und Militär durchkämmt, Mafia-Clans aufgelöst und Drogenbosse gestürzt. Seither gelten die stadtnahen Armutsviertel als „befriedet". Hier werden Umsiedlungsversuche vorgenommen, da die Hanglagen wegen ihrer atemberaubenden Aussicht über die einzigartige Landschaftskulisse von Rio begehrt sind. Erste Gentrifizierungskonflikte treten auf.

Die grundlegenden Probleme wurden mit dem rabiaten Vorgehen jedoch nicht behoben. Die extreme ökonomische und soziale Ungleichheit nötigt viele Brasilianer, ein Leben außerhalb der Legalität zu führen. Vor einem Jahr kam es bei einem zweitägigen Polizeistreik im WM-Austragungsort Salvador zu schweren Ausschreitungen und Plünderungen, 39 Menschen starben. In vielen Großstädten ist das Überfahren roter Ampeln nachts erlaubt – Stehenbleiben wäre zu gefährlich. Selten kehren Touristen aus dem größten Land Südamerikas zurück, ohne eine Begegnung mit Kriminellen gemacht zu haben. So fiel auch ein Teil des Bildmaterials zu diesem Artikel einem Raubüberfall zum Opfer.

In Brasilien ist man zwar stolz auf „Farbenblindheit", aber die Statistiken sprechen für sich: Farbige und Indios sind weniger gebildet als Weiße, verdienen schlechter, können sich Arztbesuche häufig nicht leisten und sterben früher. In der ethnisch extrem durchmischten Gesellschaft ist Rassismus in den Köpfen der Menschen so tief verankert, dass sogar die Selbstwahrnehmung davon beeinflusst wird: Studien ergaben, dass Personen mit höherem gesellschaftlichen Status sich eher als „weiß" einstufen.

Die brasilianische Politik ist in mancher Hinsicht unausgegoren. Schwache Parteien ohne ideologisch fundierte Programme bilden kurzlebige Koalitionen, Gesetze können nur durch Absprachen verabschiedet werden. Viele kleine Parteien und Korruption führen zu einer politisch sehr instabilen Lage und einer zum Nichtstun verdammten Verwaltung. Seit 2003 regiert die linke Arbeiterpartei Partido dos Trabalhadores (PT). Zunächst war der beim Volk beliebte Präsident Lula da Silva, genannt „Lula", an der Macht. Seither scheint einiges aufwärts zu gehen – die Inflation stabilisierte sich (wenn auch auf erhöhtem Niveau), die Wirtschaft wurde angekurbelt, es kam zum Aufstieg einer neuen Mittelschicht. Internationale Beziehungen wurden als Teil einer politischen Strategie ausgebaut, auch indem „Megaevents" wie die FIFA-WM 2014 oder die Olympischen Sommerspiele in Rio de Janeiro 2016 ins Land geholt wurden.

Doch ein marodes System erholt sich nicht so schnell. Lula musste sich mit seiner Parteiführung Korruptionsvorwürfen stellen, die nicht ausgeräumt wurden und auch seine Nachfolgerin Dilma Rousseff, die seit 2011 in Brasilia regiert, kämpft gerade mit einem Skandal um jahrelange Schmiergeldzahlungen an korrupte Manager des halbstaatlichen Ölkonzerns Petrobras sowie an die PT und ihre Koalitionspartner.

Dass Brasilien in der internationalen Öffentlichkeit als leistungswilliges Land wahrgenommen wird, das in der Weltwirtschaft eine immer gewichtigere Rolle spielt, erzeugt Erwartungen in der Bevölkerung. Die extremen Unterschiede in der Einkommens- und Vermögensverteilung sorgen allerdings dafür, dass nur Wenige vom Aufstieg des südamerikanischen Riesen profitieren.

Zu Beginn des FIFA Confederations Cup im Juni 2013, der organisatorischen Generalprobe für die Weltmeisterschaft im darauffolgenden Sommer, kam es zu einer ersten Welle sozialer Proteste. Wachsende Kritik an den ungleichen Lebensbedingungen wurde laut, ausgelöst durch die Fahrpreiserhöhungen im öffentlichen Nahverkehr. Man protestierte gegen die Ausgaben von circa 86 Milliarden US-Dollar im Zusammenhang mit der Fußball-WM und den Olympischen Spielen und forderte stattdessen einen Ausbau der allgemeinen Infrastruktur sowie Investitionen in Bildung und Gesundheit. Die Bereitstellung der Fußballstadien für die WM kostete in Brasilien mehr als doppelt so viel wie 2006 in Deutschland, wurde aber hauptsächlich aus öffentlicher Hand finanziert, während hierzulande private Investoren herangezogen wurden.

Die Unruhen wurden brutal niedergeschlagen, es gab Tote und Verletzte. Während der Weltmeisterschaft zeigte sich Brasilien wieder von seiner Sonnenseite – was bei uns kaum durchsickerte: jeder Ansatz von Protesten wurde durch massiven Einsatz von Polizei und Militär im Keim erstickt. Was bleibt übrig von der Weltmeisterschaft? Am Max-Weber-Institut für Soziologie (MWI) der Universität Heidelberg fand im Januar ein Seminar zum Thema „Brasilien nach der WM – Soziale Ungleichheit und Wirtschaftsorganisationen" statt. Leiterin war die gebürtige Brasilianerin Elizangela Valarini, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem internationalen Projekt am MWI forscht. Sie findet, dass Brasilien noch nicht reif war, die Fußball-Weltmeisterschaft auszutragen: „Die Brasilianer waren der WM gegenüber zunächst positiv eingestellt. Man erhoffte sich mehr Jobs, eine Verbesserung der Infrastruktur und die Ankurbelung einzelner Wirtschaftszweige durch den Tourismus. Jedoch wurde manche Erwartung enttäuscht, viele Baustellen sind bis heute nicht fertiggestellt." Es bleibt eine saftige Rechnung für die nach modernsten Ansprüchen konstruierten Stadien, der Bundesstaat Amazonas wird in den nächsten 20 Jahren seine Schulden für den Bau des Stadions in Manaus abstottern. Ein Stadion, das mit seinen über 44 000 Plätzen nach der WM kaum sinnvoll genutzt werden kann, da Manaus' höchstklassiger Verein in der dritten Liga spielt.



Foto: coolloud, via flickr

Vor der WM kam es in Brasilien zu landesweiten Protestaktionen

Nicht nur fußballerisch zieht Brasilien also eine ernüchternde Bilanz aus dem Event, doch eines hat es auf jeden Fall gebracht: Es bewegt sich was in diesem Land. Die Proteste vor der WM waren über soziale Medien und unabhängig von Parteien organisiert; sie entstanden aus einem sozialen Druck heraus und müssen nun konkretisiert werden.

Erste Erfolge sind bereits zu verzeichnen: So verhinderte man die Verabschiedung eines Gesetzes, welches Politikern quasi komplette Immunität verschafft hätte. Außerdem wurde ausländischen Ärzten eine Arbeitserlaubnis verschafft, was den regionalen Ärztemangel beheben soll. Amtsenthebungsverfahren dürfen in Zukunft nicht mehr geheim abgestimmt werden. Es ist noch ein weiter Weg zu gehen, um der brasilianischen Justiz, Politik und Polizei den Filz auszutreiben. Was Valarini sagt, steht für die Hoffnung einer Nation: „Die Gesellschaft will Veränderung – hoffentlich erreichen wir sie."

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Kai Gräf

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Vollmer (avo), Christina Deinsberger (chd), David Kichgeßner (djk), Dorina Marlen Heller (dmh), Dominik Waibel (dom), Antonia Felber (fel), Felix Hackenbruch (fha), Frederic Weichel (fwe), Hanna Miethner (hmi), Janina Schuhmacher (jas), Jonas Peisker (jop), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Laura Heyer (lau), Michael Abschlag (mab), Johanna Mitzschke (mit), Margarete Over (mov), Monika Witzenberger (mow), Niklas Feil (nik), Paul Eckartz (pme), Tim Sommer (tso), Vicky Otto (vio)

Freie Mitarbeiter: Alexandra Conrad (aco), Anna Maria Stock (ams), Annett Giebelhausen (ane), Annika Jürgen (anj), Daniela Süß (das), Daniel Chatard (dfc), Deborah Hankings-Evans (dhe), Hannah Bley (hnb), Jasper Bischofberger (jab), Jesper Klein (jkl), Johanna Lübke (jol), Raphael Ostarek (ost), Simon Koenigsdorff (sko)

Korrespondent: Michael Graupner (mgr)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 156: 31.Mai 2015

Personals

kgr: Ich glaube, fha schreibt irgendwann für die *Bild*!
tso: Ich wollte gerade irgendetwas pöbeln, jetzt weiß ich nicht mehr warum.
kgr: Wo ist denn die Rechtschreibprüfung? **tso:** Rechtschreibprüfung? Was soll die denn? Die kann unmöglich mehr wissen als ich!
Theo Sommer: Grafiker muss man knechten!

Angebote des Hochschulteams

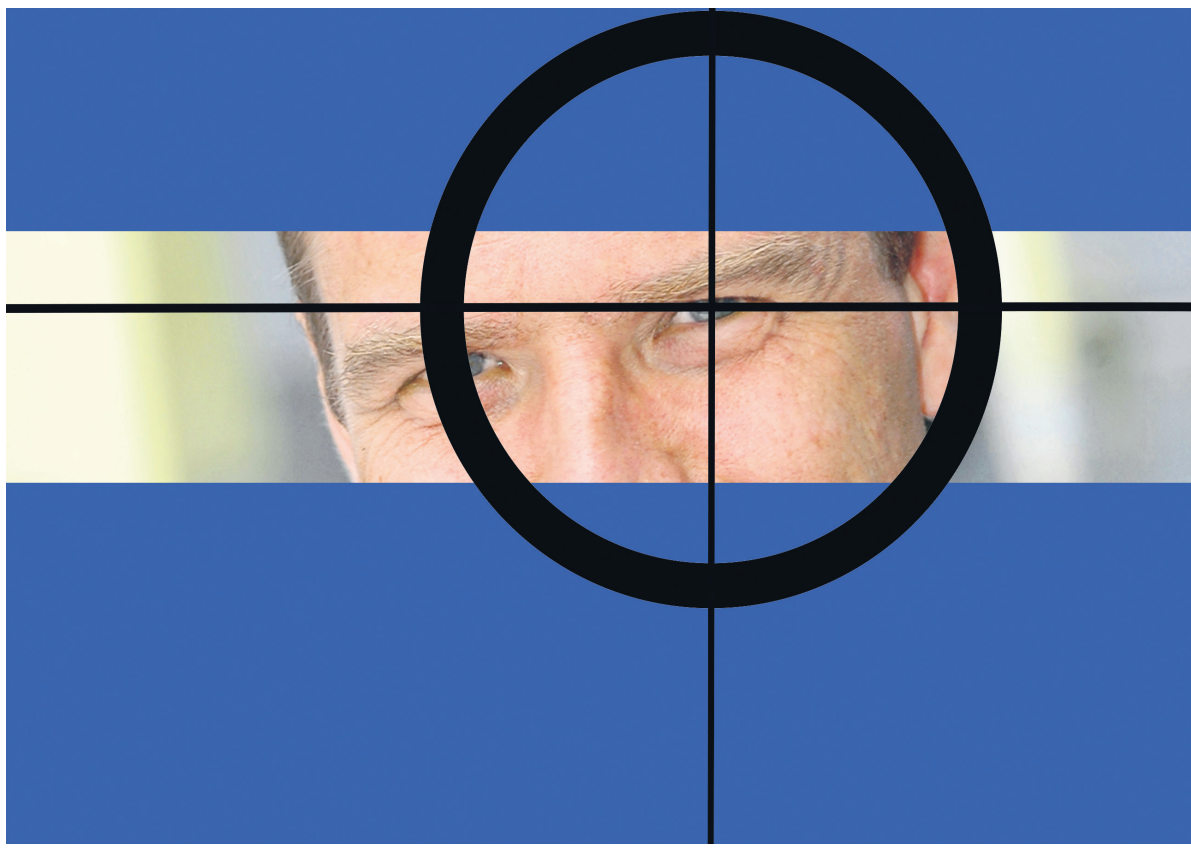
12.05. Workshop "Get that job!"
AA Heidelberg, 13:30 - 17:30 Uhr
Anmeldung per E-Mail erforderlich.
19.05. Workshop Assessment Center Training
AA Heidelberg, 10:00 - 14:00 Uhr
Anmeldung per E-Mail erforderlich.
02.06. Die Bewerbungsmappe
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr
Ohne Anmeldung.

Check der Bewerbungsunterlagen am 13.05. und 10.06. -
AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail erforderlich.

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Der neue Heidelberger Tatort









Es war einer dieser beschissenen Tage, an denen man am Besten gar nicht aufsteht. Ich hatte genug von allem, von meinem Leben, meiner Arbeit als Cop, dem ganzen Dreck. Also hab' ich mir eine Pulle Wodka reingehauen und bin dann über die Bahnbrücke auf die Gleise gesprungen, um den nächsten ICE in den Tod zu nehmen.

Aber dann kam mir natürlich dieser Weselsky dazwischen! Als ich nach acht Stunden aufwachte und immer noch am Leben war, wusste ich, das wieder etwas schiefgelaufen war. Naja, musste mein Suizid halt warten. Und dann kam der Anruf.

Ich, Kommissar Färber, bin BND-Sonderermittler für die ganz harten Fälle. In meinem Einsatzort Heidelberg kümmere ich mich um die schlimmsten Machenschaften, die man sich vorstellen kann: Drogen, Zwangsprostitution, Fahrraddiebstahl. Ich bin einiges gewöhnt, aber dieser Fall sprengte selbst meine Vorstellungskraft. Seit Wochen brachte dieser Perverse unschuldige Studentenfahrräder in seine Gewalt.







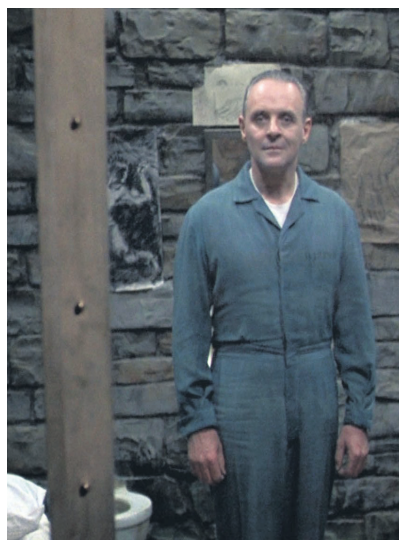
Dem Protokoll entsprechend informierte ich zunächst meinen NSA-Mentor, Agent Smith. Er dankte mir und erteilte Anweisungen für mein weiteres Vorgehen. Glücklicherweise hatte er umfassende Informationen über alle Heidelberger und konnte mir somit schnell meinen Hauptverdächtigen liefern: Einen fanatischen Fahrrad-Hasser aus der Plöck.

Ich musste diesen Irren stoppen, sonst würde es bald keine Fahrräder mehr in Heidelberg geben ... außer VRN-Bikes. Das konnte kein Zufall sein. Und tatsächlich: Nach umfassender Recherche stellte sich heraus, dass der Verdächtige eine VRN-Vergangenheit hatte, das musste ich schnell der NSA mitteilen. Doch zunächst knöpfte ich mir den Typen vor.

Aber Fehlanzeige! Der Schmierlappen hatte ein Alibi. Nun stand ich ohne Verdächtigen da und der BND war auch noch in der Kritik. Wir mussten unsere Zusammenarbeit einstellen und waren auf uns alleine gestellt. Und dann hatte mein verdammter Chef auch noch seine Bonzenschleuder auf meinen Parkplatz gestellt. Ich musste ein Zeichen setzen (Kleiner Tipp: Tun Sie das nicht).









Zurück im Büro: Wir mussten neu ansetzen. Ich hatte 90 Stunden nicht geschlafen, aber ich war hellwach. Jetzt wurde es wieder Zeit für gute alte Polizeiarbeit: Wir würden ein Fahrrad mitten auf dem Uniplatz platzieren und uns in den angrenzenden Bäumen verstecken. Dann mussten wir nur noch abwarten.

Wir warteten bloß acht Stunden, schon tauchte er auf. Mit dem neuen Diebesgut machte er sich auf den Weg zu seinem Versteck. Kurz vor seiner Wohnung nahmen wir ihn fest. Dort hatte er alle 3 000 Fahrräder versteckt gehalten.

Endlich waren die Heidelberger Fahrräder wieder in Sicherheit. Der Täter saß hinter Gittern (Bild links) und ich (Bild rechts) konnte mich wieder um mein Revier kümmern. Diese kaputte Stadt brauchte jemanden, der auf sie aufpasst. Ich habe erkannt, dass das meine Aufgabe ist. Eine Aufgabe fürs Leben!

Drehbuch: mab, jab